Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 7 — **Marburg i. H., den 11. Februar** — **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Der Christ und das Recht — Eine Not unsrer evangelischen Kirche — Zu Darwins Gedächtnis — Die Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika. Eine Berichtigung nebst Antwort — Briten und Buren, Deutsche und Dänen. Aus Dänemark. Nebst Antwort — Verschiedenes: Die Frau als Leiterin der öffentlichen höheren Mädchenschule; Gefährdung unsrer südwestafrikanischen Truppen durch Alkohol; Lichtbilder nach Burnands Gleichnissen; Zur Ergänzung und Berichtigung; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Der Christ und das Recht

Matth. 5, 38—48

Was Harnack über das Verhältnis des Evangeliums zu dem Rechte sagt, weist uns darauf hin, daß es Jesus in all seinen Forderungen nur darum zu tun ist, die Menschenseele, die einzelne Menschenseele, zu fördern. Sie wird gefördert, wenn das Bild Gottes klarer vor sie hintritt. Alles was wir erleben und erleiden, soll uns dem einen Ziele näher bringen: Gott zu sehen, wie er ist. Wenn wir ihn erkennen in seiner heilsamen Gnade, mit der er uns begegnet, dann überwältigt er uns derart, daß wir nichts Anderes mehr erstreben, als vollkommen zu werden, wie er vollkommen ist. Da bleibt in uns kein Raum mehr für das Streben nach unserm Recht. Auch was wir schmerzlich entbehren oder ungerechterweise erleiden, dient uns unmittelbar zur inneren Kräftigung — zu unserer Vollendung also —, denn es löst aus die völlige Hingabe an den allein guten Willen Gottes. Das weiß Jeder, der es erprobt hat, daß Selbsthingabe stark und frei macht.

Also gibt es für den lebendigen Christen Etwas, das mächtig genug in ihm ist, um das Trachten nach dem, was ihm unter den Menschen von Rechts wegen zukäme, gänzlich auszuschalten. Das Feuer, von dem Jesus wünscht, daß es schon brennte: die reine Zustimmung zu dem heiligen Rate Gottes, den wir erkennen und lieben, erfüllt das Herz ganz. Was sollten wir da für unsere Person noch begehren? Ja mit Genugtuung verzichten wir bewußtermaßen auf das, was wir „unser Recht" nennen dürften. Wir tun das auch dann, wenn wir an dem Dahingegebenen wohl hätten mögen Freude haben.

Das hohe Wort „Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott" ist nur dann ein christliches Wort, wenn die Seele des Nächsten uns ebenso wichtig ist, wie die eigene. Ja, die Sorge für die eigene Seele kann und soll völlig vergessen werden über der Anteilnahme an der Seele des Bruders. Daß ihm Gott klar und gegenwärtig sei, soll unser heiligstes Bestreben sein. Und da kann es vorkommen, daß wir verpflichtet werden, unser Recht gegenüber dem Bruder zu betonen, falls seine Mißachtung unseres Rechtes ihm zur Sünde werden könnte. Hier ist selbstvergessene, rücksichtslose Wahrhaftigkeit am Platze; unsre Sanftmut und Milde könnte hier von Jesus mit dem Worte „Ihr Heuchler!" bestraft werden, denn sein Auge würde in unsrer Gesinnung leicht ein Körnchen Selbstgefälligkeit finden. Wir können also auf unserm Rechte bestehen müssen, um klar zu stellen, was Recht, was Gottes heiliger Wille ist. (Siehe Joh. 18, 23 „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei, habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?")

Für das eigene Recht zu streiten, wird demnach für den Christen zur Pflicht, sobald die Wahrheit auf dem Spiele steht. Es kann sein, daß diese Notlage ihn an den Rand eines Abgrundes drängt, denn der natürliche Mensch ist für sich allein nie sicher vor dem Fall in Unlauterkeit und Selbstsucht. Aber der schmale Weg ist es ja, der zum Leben führt, da gerade er den Wanderer nötigt, Gottes Hand zu fassen, d. h. in Demut und Vertrauen dahinzugehen. Das Gebet „Schaffe in mir Gott ein reines Herz" muß auch hier den Christen aufwärts geleiten.

In einem solchen Falle kann das Auge des unkundigen Beobachters irdischen Sinn, Rechthaberei erblicken, wo der Herzenskündiger ehrliches, christliches Ringen um Recht und Wahrheit sieht. Der Christ kann sich in dieser Lage gedemütigt fühlen, es kann ihm leid sein, daß man nicht nur ihm, sondern um seinetwillen auch dem Herrn, dem er dient und dessen Ruhm er erhöhen möchte, Ehre nimmt. Solche Empfindungen müssen überwunden werden, denn im letzten Grunde sind sie irdische Gebundenheit und Unglaube. Gott bedarf unser nicht, nur wir bedürfen seiner. Auch die Richtigstellung des Bruders kann der Christ hier ruhig Gott überlassen, zu dem er ja spricht „Dein ist das Reich und die Kraft."

Harnack sagt an einer Stelle seiner Vorlesung über das Evangelium und das Recht, die gerechte Vergeltung sei in Jesu Augen die Majestätsfunktion Gottes, und seine Jünger würden einst an der Rechtsprechung Gottes teilnehmen. — Tun sie das nicht schon hier auf Erden?

Jesus tut es in dem Gebet „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Wir zweifeln nicht, daß er mit diesem Gebet des Vaters Ohr gefunden hat, und daß der Vater sein Gebet erhört hat. Und wir sind überzeugt, daß Gott ein Unrecht, das uns getan ist, auslöscht, wenn wir ihn darum bitten. So können wir nur bitten aus einem Herzen, das frei von Bitterkeit geworden ist. Wie das möglich ist, das bleibt immer ein Geheimnis zwischen Gott und der Seele. Wenn aber die Seele so weit ist, daß sie zu ihrem Gotte sprechen kann: „Du siehst selber, es hat mir nicht geschadet, so laß es denn nun gut sein" — wie könnte da Gott nachtragen? Gott, von dessen Liebe die unsere doch nur ein schwacher Abglanz ist.

Auch weiß Gott wohl, daß nichts uns tiefer und wirklicher an den Nächsten binden kann, als eine Liebe, die durch das Feuer göttlicher Läuterung gegangen ist. Solcher Liebe ist es vielleicht vorbehalten, an dem Bruder die Wunder zu tun die Jesus den Seinen in Aussicht stellt.

Harnack hat Recht: „Es ist ein hohes, herrliches Ideal,, welches wir hier erhalten, aber das Reich der Liebe und des Friedens ist nicht eine bloße Utopie." Für den Christen ist es Weg und Ziel.

D R

Eine Not unsrer evangelischen Kirche

In Nr. 40 vorigen Jahrgangs der Christlichen Welt erwähnte der Herausgeber eine Aeußerung des Heidelberger Nationalökonomen Professor Dr. Max Weber über den Fall, daß einem

jungen Historiker die Habilitation an einer preußischen Universität erschwert sei, weil er seine Kinder nicht habe taufen lassen. Weber stellte fest, daß die akademische Laufbahn demnach nur für den offen steht, „der ein bestimmtes Minimum kirchlicher Gesinnung betätigt und eventuell erheuchelt." Er folgerte weiter, „daß religiöse Gemeinschaften, welche wissentlich und offenkundig ihre Sakramente dazu gebrauchen lassen, auf gleicher Linie mit Korpsbändern und Reserveoffizierpatenten als Mittel zum Karrieremachen zu dienen, jene Mißachtung reichlich verdienen, über die sie sich zu beklagen pflegen."

Schon der Herausgeber hat nicht verhehlt, daß er diese Aeußerung als eine Ungerechtigkeit empfand. Es hätte doch wohl näher gelegen, die Spitze des Vorwurfs, der allerdings jenem Vorkommnis entnommen werden muß, an eine andre Adresse, nämlich die der akademischen Kreise, zu richten. Denn wie immer man die religiöse Gemeinschaft der evangelischen Kirche — und um diese allein kann es sich in dem besprochnen Falle handeln — faßt, ob als organisierte oder als Gesinnungsgemeinschaft, und wen man also als ihre Repräsentanten gelten läßt: die Synoden oder die führenden Persönlichkeiten, es dürfte schwer sein, eine berufene Vertretung oder einen ihrer großen Zeugen zu finden, der solchen Mißbrauch gut heißen oder gar fördern möchte.

Immerhin bin ich Max Weber für jene auch in der Form so übermäßig scharfe Bemerkung dankbar. Denn sie kann dazu helfen, die Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu lenken, den ich wenigstens als Pfarrer, als Großstadtpfarrer, mehr und mehr als einen bitteren Notstand empfinde, der unsre Kirche und unser Amt entwürdigt: nämlich die übliche kirchliche Praxis bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen. Wenige Tage, ehe mir jene Kritik Webers zu Gesicht kam, hatte ich meine Bedenken dagegen einem intimen, aus Theologen und Nichttheologen gemischten Kreise von Freunden der Christlichen Welt vorgetragen. Eine besonders lebhafte und tiefgehende Debatte war die Folge, die mir den Eindruck machte, als hätte ich nur ausgesprochen, was viele ernste Glieder unsrer Kirche fühlen. Webers Vorwurf erscheint mir wie eine Bestätigung, daß hier ein wunder Punkt vorhanden ist, und gibt mir den Anstoß, die Frage vor dem ganzen Leserkreise der Christlichen Welt zur Sprache zu bringen.

1

Es tut nicht not, auf die Geschichte dieser sogenannten Amtshandlungen einzugehen. Wer darüber Näheres erfahren will, etwa über die Trauung, greife zu dem feinen und interessanten Büchlein von **Hans von Schubert**: „Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung" (vgl. Jahrg. 1891, 27, 624 ff.) oder zu **Walters Casparis** „Geschichtlicher Grundlage des gegenwärtigen evangelischen Gemeindelebens". Dazu ist neuerdings für die Taufe die in Nr. 47 vorigen Jahrgangs von mir angezeigte Schrift von **Ernst Rietschel** gekommen: „Das Verhältnis von Taufe und Kirche", die ein lebhaftes Für und Wider von Theologen und Juristen hervorgerufen hat.*) Das Eine dürfte als Resultat der geschichtlichen Entwicklung und der Prüfung dieser Handlungen vom Standpunkt evangelischer Frömmigkeit aus feststehen: Taufe, Trauung, Begräbnis sind uns evangelischen Christen keine effektiven Akte, sie bewirken nicht, daß ein Mensch ein Christ, daß eine Ehe eine rechte christliche Ehe, geschweige, daß ein Gestorbner selig werde. Die Ablehnung dieser Auffassung muß allen denen selbstverständlich sein, die die Höhenlage der Persönlichkeits- und Gesinnungsreligion behaupten wollen, die die christliche Religion nach evangelischem Verständnis doch nun einmal ist. Dabei kann die Frage nach den Rechtswirkungen dieser Handlungen und ihren bürgerlichen Folgen ganz unverändert bleiben, denn diese sind ihnen jedenfalls erst von außen beigelegt und können davon weggedacht werden, ohne daß ihr Wesen verändert wird. Sie sind ihrem Ursprung und ihrem Sinne nach religiöse Handlungen, entsprungen dem frommen Bedürfnis des einzelnen Christen, sich bei so ernsten und wichtigen Lebenswendungen, wie Geburt, Eheschließung, Todesfall aus dem Worte Gottes beraten, mahnen, trösten, segnen zu lassen, und dem Wunsche der Gemeinde, ihren Gliedern dabei teilnehmend zur Seite zu stehen.

Was kann natürlicher sein, als solches Bedürfnis! Ich habe manche, nein viele Taufen, Trauungen, Begräbnisse mit erlebt, wo dies seelische Bedürfen rein und stark in den Beteiligten lebte. Das waren dann köstliche Feiern, und welcher Pfarrer möchte nicht gerne dabei dienen, wo er nichts ist als ein Freund, der berufen ist, dem Ausdruck zu geben und das zu vertiefen und zu klären, was alle erfüllt. Wo der Akt aus solchem Grunde erwachsen ist, da ist er natürlich auch nur ein Glied in der Kette kirchlicher Beziehungen, *eine* Betätigung der Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde neben andern. Menschen, die so empfinden, werden auch der Versuchung widerstehen, den innern Wert der Stunde durch äußerlichen Aufputz zu steigern und die ernste und andächtige Stimmung durch Nebendinge zu gefährden. Vielleicht würde dieser Auffassung am meisten entsprechen, alle diese Handlungen organisch mit dem Gemeindegottesdienst zu verbinden, wie Sulze empfohlen hat, wenn das nicht praktische Schwierigkeiten widerrieten.

Wie steht es nun aber da, wo dies religiöse Verlangen nicht mehr den Hintergrund und Wurzelboden bildet? Da stehen wir vor der Frage, die von Tag zu Tag brennender wird. Wir dürfen uns doch nicht verhehlen, daß die genannten kirchlichen Akte losgelöst von jener Voraussetzung, die ihnen allein noch einen Sinn gibt, zur leeren Zeremonie, zur ästhetischen Dekoration, wenn nicht zur Spielerei hinabsinken, und daß dann wie die Kirche und die Predigt, so auch das Amt des Pfarrers entwürdigt wird.

Solcher Fälle aber gibt es eine Menge. Die Hinterbliebenen angesehener Männer, auch wenn deren unkirchliche oder gar die Religion ablehnende Stellung notorisch ist, und wenn sie selbst durchaus im Milieu des theoretischen oder praktischen Materialismus zuhause sind, verfehlen doch selten, die Begleitung des Pfarrers zum Grabe nachzusuchen. Ich könnte berühmte Namen nennen, wenn ich nicht das Persönliche scheute. Eheschließungen, bei denen die äußerlichen Momente auf der Hand liegen, auch Eheschließungen zwischen Christen und Juden, dürfen nicht ohne kirchlichen Segen sein. Eine besonders schreckliche Art sind die Proselytentaufen, die ausgesprochnermaßen nur dazu nachgesucht werden, damit eine kirchliche Trauung stattfinden könne. Und Kindertaufen, für die nicht etwa der Wunsch, damit die Tür zu christlicher Erziehung und christlichem Religionsunterricht zu öffnen, leitend ist (ein solcher Wunsch kann natürlich auch bei jüdischen Eltern vorhanden sein und hat sein gutes Recht), sondern bei eigner Irreligiosität lediglich der Wunsch, dem Kinde später gesellschaftliche Unannehmlichkeiten zu ersparen, oder bloße Mode, wird jeder Großstadtpfarrer kennen.

Hand in Hand damit geht eine unsagbare Veräußerlichung der Handlung selbst. Ein gesuchtes Gepränge dringt an den Altar: Opernmusik, Blumendekoration, reiche Dienerschaft, Toilettenpracht, über die der Zeitungsberichterstatter gewissenhaft Notizen macht. Paßt der Pfarrer, paßt die Bibel, passen die ernsten schweren Worte, die unsre Agenden bei solchen Gelegenheiten empfehlen, in diesen Rahmen? Ist der kirchliche Akt

*) Ich benutze die Gelegenheit, einen Irrtum in jener Anzeige zu berichtigen. Ich habe dabei auch einen Fall aus der Nassauischen Kirche gestreift. Dort sollte einem Paar die Trauung verweigert sein, weil der eine Teil, die Braut, einer darbystischen Sekte, „den entschiedenen Christen im Dilltale" angehörte und nicht getauft war, deshalb als Nichtchristin angesehen wurde. Nun schreibt uns der Ortspfarrer, daß der Fall von Rietschel, wie schon in früheren Darstellungen (Chronik der Chr. W. 1907, S. 11 f.) falsch wiedergegeben sei. Eine Sekte mit dem angegebenen Namen gibt es nicht. Das Mädchen, um das es sich handelt, war auch nichts weniger, als eine entschiedene Christin. Sie war gänzlich im Unklaren, zu welcher Sekte sie gehöre. Trotzdem kann der Ortspfarrer die berührte Entscheidung des Wiesbadener Konsistoriums, daß die Taufe den Menschen zum Christen mache, nicht billigen, weil dies zu einer rein mechanischen Auffassung von der Wirkung der Taufe führt. Dies beweist ein ähnlicher Fall aus diesem Sommer. Er lag so, daß die Kirche ernsten Anlaß gehabt haben würde, die Trauung aus sittlichen Gründen zu versagen. Sie konnte aber nicht verweigert werden, weil der baptistische Bräutigam getauft war, — seine Eltern hatten sich erst zwei Jahre nach der Geburt den Baptisten angeschlossen. Er war infolgedessen zwar getauft, aber nicht konfirmiert worden. Das Urteil Rietschels, dem ich zustimme, bleibt also unangefochten, aber der Tatbestand, worauf es sich in dem ersten Falle stützte, war nicht so evident, als es scheinen mußte.

nicht oft nur eine Einleitung zu einem glänzenden Empfang und üppigen Diner, — eine Einleitung, die man mit in den Kauf nimmt, weil es herkömmlich ist? Mit heißem Schmerz sah ich kürzlich im Schaufenster eines Photographen ein Bild, das den Moment auf der Platte festhielt, wo der Sohn eines hochgräflichen Hauses mit einer bekannten Millionärstochter getraut wurde. Und dann denke man, wie oft das ernste Gotteswort am Grabe verhallt inmitten all der Kranzniederlegungen, Nachrufe und Lobreden, die darauf folgen!

Unsre kirchliche Statistik benutzt bekanntlich die Zahl der Taufen, Trauungen und kirchlichen Begräbnisse als Maßstab für den kirchlichen Sinn der Bevölkerung, sie mißt die vorhandene Unkirchlichkeit an den Prozenten der ungetauften Kinder, der ungetrauten Paare und hie und da auch der ohne Begleitung eines Pfarrers begrabenen Toten. Viele werden sich noch erinnern, welch ein Schreck die kirchlichen Kreise erfaßte, als 1875 nach der Einführung des Zivilstandes diese Zahlen erheblich stiegen. Unter dem Eindruck dieser Erfahrung organisierte man die Recherchen bei Tauf- und Trauversäumnissen, einen förmlichen Dienst zur Bearbeitung Säumiger, doch ja das Unterlassene nachzuholen. Als ob mit dem Vollzug der Handlung an sich Etwas für Frömmigkeit und christliche Sittlichkeit gewonnen würde! Als ob es der Würde der Kirche entspräche, wenn den Ablehnenden gut zugeredet wird, sich gefallen zu lassen, was doch nur dann Wert hat, wenn es von ganzem Herzen gesucht wird!

Ich bin nun gerade der umgekehrten Meinung. Die Kirche hat kein Interesse daran, Menschen, die innerlich nicht zu ihr gehören, ihre Dienste aufzudrängen, sie hat aber ein Interesse daran, daß Taufen, Trauungen, Begräbnisse christliche Handlungen bleiben. Wenn ich sage: „innerlich dazu gehören“, so brauche ich in diesen Spalten nicht den Irrtum abzuweisen, als verlangte ich die Zustimmung zu irgend einem Dogma oder Brauch, oder als hielte ich für möglich, die innere Zugehörigkeit an irgendwelchen äußeren Merkmalen zu erkennen. Aber es gibt deren genug, deren Ablehnung gegen die christliche Religion viel tiefer liegt und offen ausgesprochen wird. Und wenn diesen von der Kirche christliche Formen aufgeprägt werden oder wenn diese sich dazu bequemen, so breitet das über unser kirchliches Wesen einen häßlichen Schein der Unwahrhaftigkeit aus. Ernste und aufrichtige Menschen in und außerhalb der Kirche nehmen daran je länger je mehr Anstoß, — auf den Rückwegen von Begräbnissen zumal kann man dies Empfinden oft in bitterm Hohn und Spott sich entladen hören. Sie beurteilen mit einem innern Recht, das grade vom christlichen Standpunkt aus nicht bestritten werden kann, solch Verfahren als irreligiös. Ganz abgesehen davon, daß durch die Zahlen unserer Amtshandlungen der trügerische und gefährliche Schein erweckt wird, als lebten wir noch in einem allergrößtenteils christlichen und kirchlichen Volke; ein Schein, der nur dazu dient, dem Ernst der Lage seinen Stachel zu nehmen und den tiefer gehenden Reformen Hindernisse zu bereiten. In Wahrheit zeigen diese Zahlen nur, daß die kirchlichen Formen leerer und leerer werden, daß das Christentum nicht mehr ganz ernst, das Heilige nicht mehr heilig genommen wird, und daß unser Volk weithin verlernt oder noch nicht gelernt hat, mit Gott in der Ehrfurcht zu verkehren, die die Propheten und Jesus gefordert haben.

2

Gibt es eine Möglichkeit, diesem Notstande entgegenzuwirken? Die Frage spitzt sich dahin zu: Gibt es eine Möglichkeit, den Mangel des subjektiven frommen Bedürfens, das den kirchlichen Formen erst Inhalt gibt, zweifelfrei festzustellen? die Mitwirkung der Kirche von bestimmten Bedingungen abhängig zu machen? Solche Möglichkeit gibt es nicht, und damit ist jeder Erneuerung der alten Kirchenzucht gewehrt. Denn die Kirchenzucht ist nicht nur ein hölzernes Schwert, sondern auch ein gefährliches und rohes Instrument, das für den Notstand, den ich zu schildern versuchte, viel zu grob und ungeschlacht ist. Die Erfahrung der evangelischen Kirche mit der Zuchtübung ist so abschreckend wie möglich. Dennoch will ich nicht tadeln, wenn z. B. die evangelischen Trauordnungen die kirchliche Trauung davon abhängig machen, daß beide Eheschließende Christen sind, wenn sie sie versagen, wo bei Mischehen das Versprechen katholischer Kindererziehung gegeben ist, oder wegen Ehebruchs Geschiedenen, obgleich auch diese Bestimmungen in gewissen einzelnen Fällen recht hart wirken können.*) Mit Kirchenzucht wird im allgemeinen nichts auszurichten sein, sie veräußerlicht unvermeidlich und würde den Schaden nur noch größer machen, den sie heilen will.

Dennoch meine ich nicht, daß die Kirche der Unsitte mit bloß verschränkten Armen zusehen sollte. Auch kleine Mittel könnten wohl etwas helfen, z. B. die strenge Abwehr des ausschweifenden Luxus und die Forderung gleichmäßiger Schlichtheit bei den Trauungen und der Kampf gegen den Begräbnisprunk, die grundsätzliche Gleichbehandlung aller kirchlichen Handlungen auch in Aeußerlichkeiten, und dergleichen.

Viel mehr als die Kirche durch Gesetze, die immer etwas Mechanisches und Sprödes behalten, wird der einzelne Pfarrer auf dem Wege persönlichen Wirkens ausrichten können. Es wird seines Eindrucks nicht verfehlen, wenn er grade in der offenen Anerkennung der Gewissenhaftigkeit vorangeht, die manchen Fällen unterlassener Trauung und Taufe zu Grunde liegt, wenn er durch seine Gegenwart bei der Beerdigung einen Toten ehrt, zu dessen kirchlichem Begräbnis er nicht berufen ist, kurz, wenn er bestimmt durch sein Verhalten zum Ausdruck bringt, daß es auf Niemand einen sittlichen Makel wirft, wenn er in diesen Stücken sich von der Kirche emanzipiert. Auch dürfen wir uns nicht scheuen, wo unsere Mitwirkung gefordert wird, in der Zwiesprache, die jeder solcher Handlung vorausgehen sollte, die Frage aufzuwerfen: Weshalb wollen Sie ihr Kind taufen lassen? Weshalb begehren Sie die kirchliche Trauung? Ist es im Sinne Ihres Verstorbenen, daß ein Pfarrer mit zu Grabe geht? Und wenn dann herauskommt, daß es nur der Sitte, der Leute wegen geschieht, dann soll der Pfarrer mit Ernst aussprechen, daß solche Rücksicht nicht maßgebend sein darf, und soll den Menschen den Mut zur Selbständigkeit und zur Ueberzeugungstreue stärken. Vor allem aber soll er dem Schein wehren, als ob auch ihm diese Dinge nur Formen und Zeremonieen wären, die ohne innere Disposition abgemacht werden könnten. Er muß darauf bestehen, daß jeder Proselytentaufe ein eingehender und andauernder Unterricht vorausgehe, und in der inhaltlichen Gestaltung der kirchlichen Handlungen sich vor jedem Zugeständnis an die Verweltlichungstendenz hüten.

Freilich, alle diese Mittelchen sind zwar insofern nicht zu verachten, als dadurch wenigstens dem Eindruck einer Mitschuld der Kirche an dem geschilderten Notstand gewehrt wird, — aber man kommt ihm selbst damit nicht bei. Er entspringt nämlich einer psychologischen Nötigung, und wenn diese nicht aus der Welt geschafft wird, wird er selbst auch bestehen bleiben.

3

Weshalb suchen denn auch die dem kirchlichen Christentum vollständig Entfremdeten in der Regel doch Taufe, Trauung, Begräbnis? Die Antwortet lautet: Weil der Mensch bei so ernsten Lebenswendungen ein natürliches und starkes Bedürfnis nach etwas Herz und Gemüt Erhebendem hat und sich dies auf keine andre Weise zu verschaffen vermag, als durch den Dienst der Kirche. Ich weiß von der Trauung eines ernsten Mannes, auch eines Akademikers, der aus Gewissensbedenken auf die kirchliche Trauung verzichtete. Aber er und seine junge Frau waren Menschen mit tiefen Gemütsbedürfnissen, und wie litten sie nun unter der Lücke, die der Verzicht auf die kirchliche Feier hinterließ! Wie unfähig erwiesen sich Kunst und Freundschaft, dafür einen Ersatz zu schaffen! Es war das Gefühl dieser Lücke, das bei dem auf den Gang zum Standesamt folgenden Mahl die Gäste fast instinktiv zwang, einen Ton anzuschlagen, wie man ihn sonst bei solchen Gelegenheiten kaum gewohnt ist. Jeder wollte das ausgefallene ernste geistliche Wort ersetzen, die Tischreden wurden zu Predigten. Und es gelang doch nicht. —

*) Daß ich die generelle Verweigerung der kirchlichen Einsegnung bei Feuerbestattungen oder Selbstmördern für eine unevangelische Gesetzlichkeit halte, habe ich auch in diesen Spalten schon wiederholt ausgesprochen.

Oder man denke sich von den Begräbnissen einmal ernstlich die Sprüche der Heiligen Schrift und das Wort des Pfarrers fort, wie kalt und unschön wird Alles! Auch da, wo es an Kranzniederlegungen und Nachrufen nicht fehlt. Diese Nachrufe, die entweder statistische Aufzählungen sind, wieviel Jahre der Verstorbene Vorstandsmitglied, Schriftführer oder Präsident des Vereins gewesen ist, und wie dieser unter seiner Leitung sich entwickelt hat, oder die in übertreibende und unwahre Lobhudeleien ausarten. Wie selten begegnet einmal ein Nichtgeistlicher, dem die Gabe verliehen ist, einige feine, liebe Gedanken in geschmack- und taktvoller Form zu sprechen. Zweifellos muß in vielen Fällen der Pfarrer schon deshalb dabei sein, weil er der Einzige im ganzen Kreise ist, der einigermaßen reden kann und in den Gedanken bewandert ist, die nun einmal in solchen Stunden am Platze sind. Jeder, der dergleichen oft miterlebt hat, wird sich der ärgerlichsten und komischsten Eindrücke erinnern.

Die Unkirchlichkeit ist nicht imstande gewesen, Formen zu schaffen, die dem Gemütsbedürfnis auch des unkirchlichen Menschen das leisten, was er in solchen Stunden verlangt. Deshalb sieht er sich gezwungen, Anleihen bei der Kirche zu machen, die er sonst verschmäht. Das geschieht natürlich meistens ganz unreflektiert. Es ist rührend zu beobachten, wie sozialdemokratische Genossen ihre Toten oft mit Formeln ehren, die der christlichen Gedankenwelt entlehnt sind, wie sie ihnen ein „Auf Wiedersehen“ ins Grab nachrufen oder ewigen Frieden wünschen. Und unsre Gebildeten greifen dann wohl zu manchmal arg verballhornten Bibelsprüchen, — weshalb? Weil sie nichts Andres haben.

Diese Beobachtung der Unproduktivität der Unkirchlichkeit hat nun gewiß für jeden überzeugt Frommen etwas Erfreuliches. Sie bestätigt ja nur, was wir Christen längst wissen, daß letzthin die Religion allein imstande ist, das Menschenherz zur Ruhe zu bringen. Aber wir können uns mit diesem Gebrauch der Religion als Lückenbüßerin für die Gemütsbedürfnisse wurzelloser moderner Menschen nicht zufrieden geben und nicht einverstanden erklären. Es ist das doch eine rein ästhetische Wertung der Religion. Wir müssen deshalb geradezu wünschen, daß es der Unkirchlichkeit gelingt, neue Formen zu schaffen, die jenem Gemütsbedürfnis genügen und ihr erlauben, auf die Formen zu verzichten, die als Ausdruck christlicher Frömmigkeit entstanden sind und denen dieser Charakter bleiben muß.

Hin und wieder haben Künstler Versuche in dieser Richtung gemacht. In Paul Heyses „Im Paradies“ und in Wilhelm Jordans „Sebalds“ sind neue Schemata einer Trauung ohne Kirche gezeichnet; die Darmstädter Künstler haben jüngst ihrem Meister Olbrich eine ergreifende Totenfeier ohne Kirche gestaltet. Ob sich aus solchen Ansätzen etwas bleibend Wertvolles heraus entwickeln wird? Bis jetzt sieht es nicht danach aus. Jedenfalls sollten wir Vertreter der Kirche solche Versuche nicht schelten oder gar hindern. Die Bildung neuer Formen und Gebräuche für die Unkirchlichen würde eine große Entlastung für die Kirche, ein Fortschritt in der Richtung auf Wahrhaftigkeit und Echtheit unsrer kirchlichen Zustände sein. Denn heute wirkt die Betonung des Satzes, daß Taufe, Trauung und Begräbnis eben doch christliche Handlungen sind und nur, wo christlicher Glaube sie erfüllt, Sinn und Recht haben, vielfach als Härte und Grausamkeit, weil die, denen wir sie dadurch erschweren, sich nun ins Leere, ins Nichts hinausgestoßen fühlen. Wir haben ein Interesse daran, daß diese Handlungen bleiben, was sie waren, aber wir haben ebenso das Interesse, daß die, für die sie nun nicht mehr passen, — wie Einer gesagt hat — nicht außer der Religionslosigkeit auch noch der Gemütsverrohung anheimfallen.

4

Einen Einwand gegen die Tendenz des Dargelegten darf ich nicht verschweigen. Gleichviel, aus welchen Motiven diese Handlungen begehrt werden, bieten sie nicht eine unvergleichlich wertvolle Gelegenheit, Worte des ewigen Lebens und christliche Gedanken Entfremdeten nahezubringen, die vielleicht sonst nirgends mehr davon berührt werden? Ich gebe zu, daß dieser Einwand Gewicht hat. Freilich bei Taufen und Trauungen in unkirchlichen Kreisen halte ich nicht viel von dieser Wirkung. Die Köpfe und Herzen sind dabei meist von so vielerlei, auch äußerlichen Dingen in Anspruch genommen, daß schon eine starke Fähigkeit der innern Sammlung dazu gehört, das Wort des Predigenden aufzunehmen. Und die „Zuschauer“ bei den Trauungen — hören sie überhaupt hin, was gesprochen wird? Anders steht es in der Tat bei manchem Begräbnis. Hier hat der Pfarrer vielleicht eine große Menge von Menschen vor sich, die nie mehr unter seiner Kanzel sitzen. Es ist möglich, daß ein treffendes Wort einmal eine gute Statt finde. Aber genügt diese Möglichkeit allein, um den Akt zu rechtfertigen? Ich glaube, wir haben in unsrer Zeit doch viel bessere Mittel und Wege, um das Evangelium auf den Markt zu tragen, und wir überschätzen den Wert eines einmaligen religiösen Eindrucks.

5

Endlich eine Schlußbemerkung. In der Diskussion, die sich in dem eingangs genannten Kreise an den Vortrag der dargelegten Gedanken anschloß, wurde die Frage aufgeworfen, ob der geschilderte Notstand nicht durch die Trennung von Staat und Kirche von selbst verschwinden würde? Ich finde das nicht. Gerade an diesem Punkte zeigt sich vielmehr, wie wenig uns das nützen würde. Denn in den genannten Beziehungen sind ja Staat und Kirche so reinlich geschieden, wie nur möglich. Der Staat erzwingt weder Taufe noch Trauung noch kirchliches Begräbnis, seine Verfassung und seine Gesetze machen die staatsbürgerlichen Rechte davon unabhängig. Was aber kein Staat zu beseitigen vermag, ist die gesellschaftliche Sitte, sie wirkt innerhalb und außerhalb seiner Einrichtungen fort. Wie stark, mag man in Frankreich beobachten, wo trotz der Trennung selbst politisch radikale Kreise auf die kirchliche Trauung durch den Priester und die Einsegnung des Toten nur höchst ungern verzichten. Wir können deshalb die angerührte Frage verhandeln, ohne sie mit der andern nach den Vorteilen und Schäden der Trennung zu verwirren. In diese würde sie erst einmünden, wenn sich nach Schaffung neuer unkirchlicher Formen zeigen sollte, daß sich der größte Teil des Volkes diesen zuwenden würde. Denn eine staatliche Kirchenpflege läßt sich allerdings nur solange halten, als diese Kirchen den größten Teil der Bevölkerung zu den Ihren zählen. Ich glaube aber, daß es damit noch gute Weile haben wird. Erich Foerster

---

Zu Darwins Gedächtnis

Am 12. Februar 1809 wurde Charles Darwin zu Shrewsbury geboren. Die Zentenarfeier wird nicht nur in England, zumal in Cambridge, wo er seit 1828 studierte, sondern in allen Kulturländern festlich begangen werden. In Jena will Ernst Haeckel, der einst Darwins Bahnbrecher in Deutschland gewesen ist, seinen letzten öffentlichen Vortrag über „das Weltbild von Darwin und Lamarck“ halten, aber weit hinaus über die Kreise der orthodoxen oder heterodoxen Darwinisten wird sich die Aufmerksamkeit in Rede und Schrift auf ihn lenken. Auch die Christliche Welt hat Anlaß, seiner zu gedenken. Denn die freundliche oder feindliche Stellungnahme zu seiner Natur- und Weltanschauung hat seit Jahrzehnten eine Voraussetzung unsrer Gedankenbildung ausgemacht und unsrer Aussprache eine gewisse Färbung gegeben. In der literarischen Diskussion ist der Person und dem Charakter Darwins stets Anerkennung gezollt, seine Feststellungen und Probleme und ihre Bedeutung für die Weltanschauung sind lange Gegenstand leidenschaftlich geführten Kampfes gewesen. Man darf erwarten und hoffen, daß die Betrachtungen der Zentenarfeier objektiver sein und ein großes Maß von Uebereinstimmung in der Würdigung Darwins ergeben werden.

Zu solcher Hoffnung berechtigt unter Anderm ein Heft, das im Buchverlag der Hilfe von Max Apel herausgegeben ist und Beachtung verdient, weil es versucht, Darwins „Bedeutung im Ringen um Weltanschauung und Lebenswert“ allseitig oder doch in seinen wichtigsten Beziehungen zu umspannen.

(Preis nur 1 Mk.) Wilhelm Bölsche reiht Darwin, unter Wahrung seiner Originalität, in die allgemeine Geistes- und Ideengeschichte ein. Bruno Wille bespricht seine Naturanschauung und läßt ihn „nicht weit von einer panpsychistischen Naturauffassung“ entfernt sein. Eduard David und Rudolf Penzig vertreten den Grundsatz, daß der Darwinismus einer Fortentwicklung in dem Sinne bedürfe, daß mindestens auf der Stufe menschlicher Kultur die Steigerung des Solidaritätsgefühls als der eigentlich die Lebensfähigkeit erhöhende Faktor anerkannt und so für Humanität und soziale Fürsorgepolitik Raum geschaffen werden müsse. Die Ausführung des Gedankens ist dann freilich recht verschieden und steht bei David stark unter dem Banne des Naturalismus. Max Apel kämpft auf Kantischer Grundlage für die Wahrheit, daß wahre Wissenschaft mit allen ihren Entdeckungen wahrhafte Sittlichkeit und Religion nicht im mindesten schädigen oder verkleinern kann. Friedrich Naumann zeigt die Religion im Werden, „das religiöse Leben voll von Ansätzen zu neuen Gestaltungen und von Versuchen, die lebensfähigste Form der Gottesanschauung zu gewinnen.“ So wenig Gott vom Menschenbewußtsein zu Ende gedacht werden kann, so kann er doch noch weniger einfach weggestrichen werden. Eine Welt ohne ihn ist für den, der die Kraft des Gottesgedankens kennt, ihres Wertes beraubt. Naturgemäß sind die verschiedenen Ausführungen sehr divergent. So steht Naumanns Schätzung der Religion das schroffe Urteil Davids entgegen, der die christliche „spiritualistisch-metaphysische“ Weltanschauung der Verwüstung des organischen Bestandes der christlichen Völker beschuldigt und von der Nacktkultur Abhilfe erhofft. Wille glaubt den Weltprozeß als ein Gottwerden der Natur begreifen zu können, während Apel den ganzen Gegenstand jenseits des Auffassungsvermögens des Menschen liegen läßt. Bölsche meint noch ein wirkliches Wissen von den „fischhaften Ahnen des Menschengeschlechts“ zu besitzen, während Andre den Entwicklungstheorien abwartend gegenüberstehen und Naumann geradezu von Darwins „Schöpfungsdichtung“ spricht. Es wäre auch leicht zu zeigen, wie die Aufsätze in sich selbst unfertig sind, manche an Widersprüchen leiden oder sich Unrichtigkeiten zu schulden kommen lassen. Aber wichtiger ist es, zu sagen, daß ihnen ein Hauch der Unmittelbarkeit eigen ist, daß es „sich hier um ein Letztes, Persönlichstes, um ein Bekenntnis“ handelt, das „heraufkommt in ungebundener, freiester Ueberzeugung aus der Tiefe der Menschenseele“, daß die Probleme zwar nicht gelöst, aber doch offen und energisch gestellt werden. Auch zeigen alle Aufsätze darin eine ungezwungene Uebereinstimmung, daß sie von dem Hauch der Einheit und Schönheit des Weltganzen durchweht sind, voll Ehrfurcht vor der Größe und den Geheimnissen des Lebens, insonderheit menschlicher Persönlichkeit und Gemeinschaft, still stehen und eine willensstarke Hingebung an die menschheitlichen Aufgaben, zumal die sozialen, fordern. Die mechanistisch-materialistische Auffassung des Darwinismus ist, wiewohl in verschiedenem Maße, auf der ganzen Linie überwunden.

2

Es wird nicht ohne Interesse sein, zu prüfen, was Darwin selbst über den Einfluß seiner Entdeckung auf die Beantwortung der Weltanschauungsfragen gedacht hat.*) Dabei wird man die Entwicklung seines Denkens im Auge behalten müssen. Bekanntlich hat Darwin, nachdem seine Absicht, gleich seinem Vater Medizin zu studieren, an seiner unwiderstehlichen Abneigung gegen Leichensektionen gescheitert war, das Christ-College zu Cambridge bezogen, um Theologie zu studieren. Wenn er diesen Plan allmählich zurückstellte, so veranlaßten ihn dazu nicht etwa Zweifel, sondern die unter dem persönlichen Verkehr mit dem Botaniker und Mineralogen Henslow in ihm aufkeimende Neigung zum Naturstudium. Die Theologie wurde damals in der Art von Paleys Evidences (1794) und seiner Natural Theology (1802) vorgetragen. Die Wahrheit des Christentums wurde auf historischem Wege, durch Berufung auf die Zuverlässigkeit der Augenzeugen von Christi Wundertaten erwiesen. Als Hauptaufgabe der geoffenbarten Religion galt die Befestigung des Glaubens an zukünftigen Lohn und Strafe. Unterbau war die Darstellung durch eine teleologische Beweisführung für Gottes Dasein, die aus einer Fülle einzelner Tatsachen die Ueberzeugung von Gottes Weisheit und Güte erweckte. Besonders diese natürliche Theologie Paleys machte damals auf Darwin einen lebhaften Eindruck, aber auch im Uebrigen war er „ganz orthodox“ und zitierte noch an Bord des Beagle, auf dem er seine berühmte Weltreise machte (27. Dezember 1831 bis 2. Oktober 1836), die Bibel als unfehlbare Autorität. Erst in den nun folgenden Jahren bis zu seiner Verheiratung (1839) trat ihm bei der Verarbeitung seiner Reiseergebnisse das religiöse Problem nahe und beschäftigte ihn viel. Schrittweise kam er dazu, das Alte Testament aufzugeben und es nicht glaubwürdiger zu finden als die heiligen Bücher der Hindus. Dann aber trat die Frage hervor und ließ sich nicht bannen: Ist es glaublich, daß wenn Gott jetzt den Hindus eine Offenbarung geben wollte, er sie mit dem Glauben an Vischnu, Schiva u. A. verknüpfen ließe? Das erschien ihm äußerst unglaublich. Bei weiteren Bedenken, daß es klarster Evidenz bedürfe, um einen gesunden Menschen von der Richtigkeit der biblischen Wunderberichte zu überzeugen, daß aber die Menschen damals in einem für uns fast unfaßbaren Maße unwissend und leichtgläubig waren, daß die Berichte der Evangelien nicht mit den Ereignissen selbst gleichzeitig sind und an zu wichtigen Punkten differieren, um auf Augenzeugenschaft zurückgehen zu können, ergab sich trotz heftigen innern Kampfes bald der Bruch mit der heiligen Ueberlieferung. „Naturwissenschaft“, so formuliert er später das Ergebnis, „hat nichts mit Christus zu tun, außer insofern die Gewohnheit, wissenschaftlich zu denken, einen Menschen vorsichtig macht, Evidenz anzuerkennen. Ich persönlich glaube nicht, daß es je Offenbarung gegeben hat. Was ein zukünftiges Leben anlangt, so muß sich jeder zwischen widerstreitenden bloßen Möglichkeiten entscheiden.“ Wie man sieht, trifft Darwins Einwand nur den äußerlichen Supranaturalismus, als den man ihm einst das Christentum dargestellt hatte.

3

Erst sehr viel später erkannte er, daß auch der Glaube an die Existenz eines persönlichen Gottes mit der Selektionstheorie, wie er sie inzwischen ausgebildet hatte, nicht eben leicht vereinbar sei. Bekannt ist der Satz, mit dem er seine „Entstehung der Arten“ beschloß*): „Es liegt etwas Großartiges in dieser Ansicht vom Leben, wonach es mit allen seinen verschiedenen Kräften von dem Schöpfer aus wenig Formen, oder vielleicht nur einer erschaffen wurde; und daß, während dieser Planet gemäß den bestimmten Gesetzen der Schwerkraft im Kreise sich bewegt, aus einem so schlichten Anfang eine endlose Zahl der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt wurden und noch entwickelt werden.“ Aber er konnte sich nicht mehr verhehlen, daß der alte Beweisgrund vom Zweck in der Natur, wie ihn Paley aufstellte, durch seine Entdeckung der natürlichen Auslese entkräftet sei. So wenig wir glauben, daß die Bruchstücke eines vom Abhang gestürzten Felsens, die Jemand zum Bau seines Hauses zusammengefügt hat, dazu prädestiniert sind, ebensowenig liegt, so urteilt er, Anlaß zu der Annahme vor, daß die Ergebnisse der natürlichen Zuchtwahl, wie sie auf Grund der allgemeinen Naturgesetze sich vollzieht, auf bestimmte Absicht und spezielle Leitung zurückzuführen seien. Ein starkes Argument gegen die Annahme einer intelligenten ersten Ursache scheint ihm ferner in der Existenz des Leidens auch dort, wo eine moralische Absicht nicht vorliegen könne, wie in der Tierwelt, zu liegen. So kommt seine tiefere Naturanschauung mit aller äußerlichen Teleologie, mit allen äußerlichen, absichtlichen Einwirkungen des Schöpfers auf die Schöpfung in Konflikt. Aber andrerseits scheint es ihm doch wieder unmöglich, den Gottesgedanken zu streichen, unmöglich, anzunehmen, daß dies große und wunderbare Universum mit unserm bewußten Selbst aus Zufall hervor-

*) Am besten findet sich das erforderliche Material in The Life and Letters of Ch. Darwin von seinem Sohne Francis (London 1887) zusammengestellt I 304—317. Vgl. den Index sowie die Ergänzungen, die zwei spätere Bände mit Briefen (More Letters) bringen. Die Biographie ist auch ins Deutsche übertragen. Vgl. Chr. W. 1894 Nr. 39 f.

*) Reclam-Ausgabe S. 659.

gehe. Auch ist es ihm, zumal bei seinem Glauben an eine immer weitergehende Vervollkommnung der menschlichen Art, ein unerträglicher Gedanke, daß der Mensch mit allen andern fühlenden Wesen nach so lange fortgesetztem langsamen Fortschritt einst zu völliger Vernichtung verurteilt sein sollte. Den Vertretern der Unsterblichkeit der menschlichen Seele werde die Zerstörung unserer Welt nicht so schrecklich erscheinen. So wird es begreiflich, daß Darwins Urteil schwankend ist. Aber, so fügt er einmal hinzu, „in meinen stärksten Schwankungen bin ich nie Atheist in dem Sinne gewesen, daß ich die Existenz Gottes leugnete"; er findet auch, daß „die Entwicklungstheorie mit dem Gottesglauben verträglich sei"; nur müsse man nicht vergessen, daß der Gottesbegriff bei verschiedenen Leuten verschieden sei. Am liebsten möchte er sich, und je älter er wurde, desto mehr, als Agnostiker bezeichnen. „Das ganze Objekt geht über den Bereich des menschlichen Intellekts hinaus; aber der Mensch kann seine Pflicht tun."

4

Interessant ist es, wie er auch auf die moderne Begründung des Gottesglaubens eingeht: „Heutigen Tages wird der Beweisgrund für die Existenz eines intelligenten Gottes aus der tief innerlichen Ueberzeugung und den Gefühlen hergenommen, welche die meisten Personen erfahren. Früher war auch ich durch derartige Gefühle (wiewohl ich nicht denke, daß die religiöse Empfindung immer stark in mir entwickelt war) zu der festen Ueberzeugung von der Existenz Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele gekommen." Der brasilianische Urwald habe ihn mit der höchsten Bewunderung und Verehrung erfüllt. „Jetzt aber würde die großartigste Szenerie keine derartigen Ueberzeugungen und Empfindungen in meiner Seele entstehn lassen. Man könnte ganz zutreffend sagen, daß ich wie ein Mensch bin, der farbenblind geworden ist." Ein andermal erwähnt er, daß ihm auch der Sinn für Poesie allmählich geschwunden sei. Sein Mißtrauen gegen derartige Gefühle und Empfindungen aber begründet er gelegentlich mit dem eigentümlichen Hinweis darauf, daß ja der Mensch aus niedern Lebensformen emporgestiegen sei, und daß wir den verworrenen Regungen und Gefühlen niederer Lebewesen doch gewiß keine Wahrheit beimessen würden. Es ist deutlich, daß dies Argument zu viel beweist. Denn in seiner Konsequenz müßte es auch den Wert der menschlichen Urteilskraft vernichten, die ja in gleichem Zusammenhange steht. Soll es aber auf das unmittelbare Empfinden beschränkt bleiben, so beweist es eine Ueberschätzung der Reflexion auf Kosten des unmittelbaren Geisteslebens, die zwar im Kreise der Naturforscher nicht selten, aber darum doch nicht richtig ist, auch mit dem Grundsatz, daß der Mensch seine „Pflicht tun" könne, im Widerspruch steht. Denn diese wird keineswegs überwiegend durch Erwägungen des Verstandes geregelt.

Ebenso wenig wie den Gottesgedanken war Darwin gewillt, den Zweckgedanken in jeder Beziehung aufzugeben. Zwar schrieb er an seinen vertrauten Freund Asa Gray: „Ich bin geneigt, Alles als das Ergebnis vorausbestimmter Gesetze zu betrachten, wobei die Einzelheiten, mögen sie gut oder schlimm sein, der Wirkung dessen überlassen werden, was man Zufall nennt." Aber er fügt hinzu: „Nicht als wenn dieser Begriff mich durchaus befriedigte. Ich fühle aufs allertiefste, daß der Gegenstand zu tief ist für den menschlichen Intellekt. Ein Hund könnte ebenso gut über den Geist Newtons spekulieren." Und als Gray in der „Nature" geschrieben hatte: Laßt uns Darwins der Naturwissenschaft geleisteten Dienst, daß er ihr die Teleologie wiedergebracht hat, anerkennen, so daß statt Morphologie versus Teleologie wir Morphologie vermählt mit Teleologie haben werden", stimmte er freudig zu und urteilte, daß Gray den Nagel auf den Kopf getroffen habe.

Die Tragweite dieses Urteils, auf die auch sein Sohn und langjähriger Mitarbeiter Francis Darwin mit Nachdruck hinweist, kann nicht leicht überschätzt werden. Beginnt sich doch hier anstelle der alten, überwundenen eine neue Vorstellung von der Teleologie als einer immanenten, durch den gesetzmäßigen Verlauf der Entwicklung sich verwirklichenden geltend zu machen, in deren Konsequenz sich heute die Versöhnung zwischen Naturwissenschaft und Idealismus oder, wie es schon vor mehr als 30 Jahren Liebmann geistvoll ausführte, zwischen „Darwinismus und Platonismus" zu vollziehen anfängt. Zu Darwins Größe aber gehört es, daß er, im Unterschiede von vielen seiner Nachfolger, wo er keine Lösung zu erblicken vermochte, eine solche nicht eilfertig durch Streichung aller Gegeninstanzen erzwang, sondern in Ruhe und Besonnenheit sich innerhalb der Grenzen seines Forschungsgebietes hielt und stets*) nach seiner Losung sich richtete: „Wir haben es aber hier nicht mit Hoffnungen oder Befürchtungen zu tun, sondern nur mit der Wahrheit, soweit es unserm Verstande gestattet ist, sie zu entdecken."

Artur Titius

*) Dazu vgl. P. Krause, Gesammelte kleinere Schriften Darwins 1 S. 222 f.

Die Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika

Zur Berichtigung (vgl. 1908, 37, 897 ff.)

In den vor einiger Zeit in diesen Blättern veröffentlichten Artikeln über „Die deutschen protestantischen Kirchen in Nordamerika" sind verschiedene Aeußerungen über die „Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika", die in dem Folgenden etwas näher beleuchtet werden sollen.

Wenn dort gesagt wird, daß dieser Synode der Vorwurf der Bekenntnislosigkeit „nicht ganz mit Unrecht" gemacht werde, so scheint auf die Tatsache, daß die Synode „in einem eigenen Katechismus ihre Lehrstellung" formulierte, nicht das geringste Gewicht gelegt worden zu sein. Denn der Vorwurf der Bekenntnislosigkeit wird anscheinend damit begründet, daß gesagt wird: „Bei der in der Synode gegebenen Gewissensfreiheit war es aber nicht möglich, den Katechismus den Gemeinden aufzuzwingen, und da er bis heute noch nicht im allgemeinen Gebrauch ist, ist es kaum tunlich, ihn als ein Bekenntnis der Synode anzusehen."

Zunächst erhält die Bemerkung, daß der synodale Katechismus bis heute nicht im allgemeinen Gebrauch ist, ihre richtige Schattierung durch folgende Tatsachen: Nach der Statistik von 1907 betrug die Zahl der Synodalgemeinden, d. h. solcher Gemeinden, die infolge ihrer Gliedschaft an der Synode sich verpflichtet haben, „den evangelischen Katechismus so bald als möglich zu gebrauchen", 869. In 1041 ist aber der deutsche und in 289 der englische Katechismus tatsächlich in Gebrauch. Von den 1272 Gemeinden, die von der Synode bedient werden, haben 172 mehr, als sich dazu verpflichtet hatten, den Katechismus eingeführt.

Sodann aber würde nach dem oben Angeführten die teilweise Berechtigung des Vorwurfs der Bekenntnislosigkeit darauf beruhen, daß „es nicht möglich war, den Katechismus den Gemeinden aufzuzwingen". (Ein Zwang ist noch niemals ausgeübt oder auszuüben versucht worden.) Wenn nun der Katechismus allen Gemeinden aufgezwungen worden wäre, so wäre der Vorwurf der Bekenntnislosigkeit gar nicht mehr berechtigt. Eine aufgezwungene Lehrformel gilt aber nicht einmal in Rom mehr als eine confessio, sondern wird als professio bezeichnet.

Was weiterhin über das Predigerseminar der Deutschen Evangelischen Synode von Nordamerika gesagt wird, ist ebenfalls unhaltbar. So, wenn behauptet wird: „Die dort gelehrte Theologie bemüht sich bis heute, eine Vermittlung zwischen den lutherischen und reformierten Bekenntnissen zu finden."

Der Schreiber dieses gehört schon über 25 Jahre der Fakultät des Predigerseminars an und hat dort schon mehr als zwölf Jahre Dogmatik und Symbolik gelehrt, aber noch niemals hat er sich oder einer seiner Kollegen um eine solche Ausgleichung bemüht. Noch niemals sind wir des Aberglaubens gewesen, daß die Wahrheit des Evangeliums in einer Vermittlungsformel (denn darauf würde die Sache schließlich hinauslaufen) zwischen den lutherischen und reformierten Bekenntnissen bestehe. Der Sache nach haben wir das Vorstehende schon vor 23 Jahren gesagt, als wir die Behauptung zurückwiesen, daß die Evangelische

Kirche das Resultat eines Schachers zwischen Lutheranern und Reformierten sei.

Wenn dann nachher wieder gesagt wird: „Die vermittelnde theologische Stellung des Evangelischen Predigerseminars in St. Louis hat es bis heute noch nicht zu einem theologischen oder religiösen Bekenntnis gebracht, das stark genug wäre, um durch sich selbst Anziehungskraft auf die Amerikaner auszuüben", so können wir hierzu nur bemerken, daß wir solche theologisch-symbolisch-diplomatische Flickarbeit hier nicht betreiben und daß wir so wenig nach einer theologischen Formel (denn nur um eine solche könnte es sich hier handeln), mit der sämtliche amerikanischen Kirchengemeinschaften angelockt werden könnten, gesucht haben, als wir uns um eine Ausgleichsformel zwischen Lutheranern und Reformierten bemüht haben.

Die ganze Ausführung aber läuft darauf hinaus, daß der Deutschen Evangelischen Synode die Existenzfähigkeit wenigstens für die Zukunft abgesprochen wird. Es ist nämlich „der evangelischen Synode nicht gelungen, die deutsche Kirche Amerikas zu werden." Darüber können wir uns nun schon beruhigen, denn erstens ist uns das Existenzrecht schon sehr oft abgesprochen worden, und zweitens ist „die deutsche Kirche Amerikas", so wie die Dinge liegen, eine ebenso imaginäre Größe, wie die deutsche Kirche Deutschlands.

Es klingt zwar großartig, aber uns imponiert es nicht, wenn weiter gesagt wird: „Die Zukunft soll und wird nur eine große deutsch-amerikanische Kirche kennen, und das muß die lutherische sein." Nun wenn es sein muß, dann ist es das Klügste, zu warten, bis es sein wird. Dann wird es auch an den Tag kommen, welche lutherische Kirche die deutsche, und welche deutsche Kirche die lutherische ist.

Aber bestehen kann, nach Hans Haupt, die Evangelische Synode in der Zukunft nicht; so wenig als der Jude im Nathan dem Feuertode entgehen kann. „Die Kraft und Bedeutung ihrer Stellung — so wird erklärt — hört auf, sobald die Synode sich auf die Predigt in englischer Sprache einläßt, da sie, amerikanisch geworden, nur als ein verschwindend kleiner Körper neben den großen amerikanischen Kirchen marschieren kann, dem es schwer werden wird, neben der einen großen amerikanischen Kirche mit Luthers Bekenntnis sein Recht zu behaupten."

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die Evangelische Synode von jeher amerikanisch war. Sie ist auf amerikanischem Boden völlig frei ins Dasein getreten. Auch in ihrer Verfassung ist das Unionsprinzip von Anfang an zur Geltung gekommen.

Ob es ihr schwer werden wird „neben der einen großen amerikanischen Kirche" ihr Recht zu behaupten, kann sich erst zeigen, wenn diese „eine große amerikanische Kirche" sich aus einer imaginären in eine reale Größe verwandelt hat.

„Aber — wird gesagt — in dem Augenblick, in dem man versucht, auch unter amerikanischen Kirchen sein Recht zu behaupten, müßte man imstande sein, ein neues festes Programm für die Zukunft aufzustellen."

Das, was an dieser Behauptung richtig ist, hat man in der Evangelischen Synode schon längst gewußt, und es ist schon vor dreiundzwanzig Jahren deutlich gesagt worden: „Sobald wir englisch werden, treten wir in Beziehung zu einer ganzen Anzahl von Denominationen, denen wir jetzt völlig fremd gegenüberstehen. Hier muß der Unterschied zwischen den Lehr-, Verfassungs- und Kultusgrundsätzen Anderer bestimmt hervorgehoben und klar erkennbar sein, ohne daß dabei das Gemeinsame, wenn und wo ein solches vorhanden ist, versteckt und verdeckt werde."

Aber ist man imstande, ein Programm aufzustellen? Es wird als selbstverständliche Voraussetzung hingestellt, daß man es nicht kann, indem gesagt wird: „man müßte imstande sein."

Wir wollen nicht darüber streiten, sondern wir bemerken, daß es zwei Arten gibt, ein Programm aufzustellen. Die erste dient wesentlich theatralischem Interesse, sie will nur die Menge anziehen, um ein Treiben anzustaunen, bei dem der Schein des Geschehens hervorgebracht wird, aber in Wirklichkeit nichts geschieht. Bei dem großen Eifer, der heutzutage auf die Kultivierung dieser Seite des kirchlichen Lebens verwandt wird, ist es völlig überflüssig, die Zahl der Programmzettel, auch nur um einen einzigen, zu vermehren.

Die andere Art dient dem Lebensinteresse des Christentums. Ihr Programm ist in Erkenntnis und Willen von Persönlichkeiten eingeprägt, die arbeiten, wirken, handeln, kämpfen und leiden und etwas Wirkliches zustande bringen. Ein derartiges Programm besteht nicht aus Papier und Worten, sondern in der Lebensarbeit derer, die es verwirklichen.

Aber wozu weiter reden? „Hier kann das Urteil nur dahin abgegeben werden, daß in der Deutschen Evangelischen Synode die Eigenart nicht stark genug ist, um ihr Dasein als ein selbständiger, englisch redender Kirchenkörper zu rechtfertigen."

Wenn die Existenzfähigkeit von der Stärke der Eigenart abhängt, dann waren die Judaisten des ersten Jahrhunderts der existenzfähige Teil der Christenheit und das paulinische Christentum, das unter den Griechen griechisch wurde, hat eine Existenzfähigkeit nie gehabt.

Uebrigens läßt sich ja eine Probe auf die Stärke der Eigenart der Evangelischen Synode leicht machen. Man darf nur auf einer Distrikts- oder Generalsynode den Antrag stellen, entweder zu den Fleischtöpfen der einen großen lutherischen Kirche, bei der die Synode niemals war, zurückzukehren, oder in das Land, in dem die Milch und der Honig des Kongregationalismus fließt, auszuwandern. Dann wird man es gleich sehen.

Noch zwei Dinge wären zu erwähnen. Das Erste ist die Behauptung, daß der theologische Doktortitel immer noch mißbräuchlich von der Fakultät des Predigerseminars der Deutschen Evangelischen Synode verliehen werde, trotzdem die Fakultät darauf aufmerksam gemacht worden sei, daß ihre Berechtigung dazu fraglich sei.

Tatsächlich ist der theologische Doktortitel in den 58 Jahren des Bestehens dieses Predigerseminars viermal verliehen worden; das letzte Mal im Jahre 1904, und zwar jedesmal honoris causa. Es ist nun aber doch auch „höchst eigentümlich", wenn man die Ausübung eines unbestreitbaren Rechtes, das der Fakultät durch die Legislatur von Missouri ausdrücklich zuerkannt wurde, als einen Mißbrauch bezeichnet. Außerdem ist die Fakultät auf eine ihr selbst wohlbekannte Tatsache, infolge deren ihre Berechtigung zweifelhaft sein soll, nur in so indirekter Weise aufmerksam gemacht worden, daß ebensowohl behauptet werden könnte, daß es nicht geschehen sei. Es hat sich nämlich bis jetzt Niemand mit einer Beschwerde direkt an die Fakultät gewendet. Das wird wohl auch nicht ohne Grund sein.

Was endlich die Aeußerung betrifft: „Mit dem Mangel an gründlicher theologischer Durchbildung hängt es in den Kreisen der konfessionellen deutschen Kirchen auch zusammen, daß Ketzergerichte bisher fast nie vorgekommen sind, da ihre konsequente Durchführung ein größeres Maß theologischer Kenntnisse verlangt, als die Meisten besitzen", so kann sie kaum eine andere Wirkung haben, als das Maß der theologischen Durchbildung in den Deutschen Kirchen Amerikas als ein außerordentlich geringes erscheinen zu lassen. Zur konsequenten Durchführung eines Ketzergerichtes ist noch niemals und noch nirgends ein besonderes Maß theologischer Kenntnisse nötig gewesen. Gerade umgekehrt. Sonst wären ja Torquemada und Arbues unter die größten Theologen zu zählen.

St. Louis, Mo. W. Becker,
Direktor des Evangelischen Predigerseminars

Antwort

Herr Professor Becker versucht in obiger Entgegnung eine mehr konservative Würdigung der Evangelischen Synode von Nordamerika; da aber dabei, so weit ich sehe, keine von mir erwähnten Tatsachen angezweifelt werden, beschränke ich mich darauf, die Differenzpunkte kurz zu spezifizieren:

1. Ich sagte, daß der Vorwurf der Bekenntnislosigkeit nicht ganz mit Unrecht gemacht würde. — Professor Becker betont: daß dieser Vorwurf schon öfter zurückgewiesen wurde; also stehe ich jedenfalls mit meiner Auffassung nicht isoliert.

2. Ich betonte die zwischen lutherischem und reformiertem Bekenntnis vermittelnde Lehrstellung der Synode. — Professor Becker betont, daß die Fakultät des Seminars noch nie die Vermittlungsformel gesucht habe.

3. Ich führte aus, daß der Ausblick in die Zukunft der

Synode nicht ermutigend sei, wenn sie nicht Anschluß an andere Kirchenkörper suche. — Professor Becker betont, daß die Synode auch ohne solchen Anschluß bestehen könne.

4. Von dem: nicht Existenzrecht der Synode habe ich garnicht gesprochen und bin weit davon entfernt, ihr Existenzrecht in Frage zu stellen.

5. Ich sagte, daß seit etwa 1900 (d. h. also in den letzten acht Jahren) die Fakultät des College der Evangelischen Synode begonnen habe, den Dr. theol. zu verleihen. — Professor Becker betont, daß die Fakultät in den letzten 58 Jahren ihres Daseins nur viermal diesen Titel verliehen habe.

North-Tonawanda, N.-Y. Hans Haupt

Schlußwort des Herausgebers. Wir erinnern daran, daß den Artikeln über „die deutschen protestantischen Kirchen in Nordamerika" im vorigen Jahrgang jede polemische Absicht gefehlt hat, sei es gegen die Deutsche Evangelische Synode, sei es gegen eine andre Kirche. Einzig um eine Charakteristik des Vorhandenen handelte es sich, die ohne Farben, ohne Lichter und Schatten freilich schlechterdings nicht zu geben war. Man lese das beanstandete Stück noch einmal durch und man wird sich wundern, daß ein Vertreter der geschilderten Gemeinschaft dadurch verletzt worden ist, was wir nur aufrichtig bedauern. Uebrigens hat es unser Zutrauen zu der ganzen Artikelreihe unsers Herrn Mitarbeiters nicht wenig gestärkt, daß sie vor ihrem Erscheinen die Billigung eines ausgezeichneten deutsch-amerikanischen Gelehrten fand, der seines Zeichens Kirchenhistoriker ist. R

Briten — Buren, Deutsche — und Dänen

Aus Dänemark

Als einer der interessierten Leser der Christlichen Welt im Auslande, trotz oft tiefgehendem religiösen Dissensus auch ein dankbarer Leser, dürfte ich vielleicht ein neues Moment heranziehen zu der Debatte zwischen Rade und Schowalter.

Mir steht es fest, daß die in vielen Kreisen übliche Scheidung zwischen Politik als einer bloßen Machtfrage und dem übrigen Leben als einer sittlichen Beurteilung untergestellt aufs äußerste verhängnisvoll ist. Insbesondere für die Christen gilt es überall ganz radikal für Gerechtigkeit einzutreten, wenn sie nicht als dummes Salz gelten wollen.

Herr A. Schowalter hat in Nr. 1 Sp. 38 Folgendes über den Engländer geschrieben: „Es fehlt ihm auch jede Selbsterkenntnis in den Fragen seiner Politik, weil er nun einmal überzeugt ist, daß die Vorsehung sein Volk zum edelsten der Völker gemacht und ihm die Erziehung der übrigen Menschheit übertragen hat. Es ist ganz unmöglich, ihm — ich rede nur von ihm als genus — die Schuld seines Volkes klar zu machen, weil er von vornherein überzeugt ist, daß diese Schuld nicht bestehen kann."

Ob diese Sätze den Engländer zutreffend charakterisieren lasse ich hier dahingestellt bleiben. Trotz aller Härte der Buren z. B. den Eingeborenen und den Missionaren gegenüber habe ich den Krieg und dessen Ausgang als ungerecht und schmerzlich, die folgende Politik Englands aber als wahrhaft groß empfunden. Nun will Herr Schowalter gewisse Tatsachen „festnageln", welche beweisen sollen, daß England die Erfüllung seiner Versprechungen verspätet und verkleinert hat. Ich habe nicht das nötige Material, um mir ein Urteil darüber zu erlauben.

Aber Herr Schowalter zieht dann das Facit: „England hat nicht nur den Buren die Freiheit nicht »gewährt«, sondern nicht einmal den Vertrag erfüllt. Hätte es aber den Vertrag erfüllt: wäre das wirklich eine Großtat? Das zu sagen, wäre eine Beleidigung für England. Und gar eine Großtat, die »Preußen nicht fertig gebracht«? Das zu denken, wäre eine Beleidigung für Preußen. Wenigstens in der Achtung der Verträge ist Preußen England überlegen!"

Dem gegenüber möchte ich einige Tatsachen „festnageln". Die werden etwas zeigen, was Preußen nicht fertig gebracht hat.

In dem früheren nationalen Kampf zwischen Deutschen und Dänen in Schleswig war Recht und Unrecht auf beiden Seiten gemischt. Wir Dänen haben in den Jahren nach 1850 ein kleines Unrecht getan, als wir in einigen — nach den tatsächlichen Verhältnissen aber nur ganz wenigen — Gegenden von Mittelschleswig der dänischen Sprache einen zu großen Platz gegeben, als Reaktion gegen die durch Jahrhunderte fortgesetzte Favorisierung der deutschen Sprache sogar von Seiten der dänischen Regierung. Auch ein größeres Unrecht, indem wir zu zähe an unserem historischen Recht festhielten, wonach ganz Schleswig durchaus ein altes dänisches Land war. Zu zähe, denn wir trugen der neu erstandenen Tatsache, daß Südschleswig in Sprache und Gesinnung deutsch geworden war, nicht genug Rechnung. Eine Teilung Schleswigs in einen nördlicheren dänischen und einen südlicheren deutschen Teil wäre die einzige gerechte Lösung der schleswigschen Frage gewesen.

Eine solche gerechte — und damit endgiltige — Lösung wurde versprochen im fünften Paragraph des Prager Friedens von 1866: „daß die Bevölkerungen der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen."

Diesen Vertrag hat Preußen bis heute nicht erfüllt. Anfangs war allerdings selbst Bismarck von der Zweckmäßigkeit einer Teilung überzeugt; er sprach 1866 öffentlich aus, eine Bevölkerung, die unzweifelhaft nicht deutsch oder preußisch sein wollte, wäre keine Stärkung für Preußen. Aber andere mächtige Kräfte haben dem entgegengewirkt. Als Verhandlungen mit der dänischen Regierung eingeleitet wurden, ließ die preußische Regierung verstehen, es handele sich nur um einen Teil des dänischgesinnten Gebiets — wie groß oder wie klein, war nicht zu ermitteln — und dafür wurden so große Forderungen gestellt, daß die Verhandlungen resultatlos blieben.*) Im Jahre 1878 gab Oesterreich sein Recht auf Erfüllung dieses § 5 auf, „um ein Zeugnis zu geben seines Wunsches, die Freundschaftsbande zwischen den beiden Mächten noch enger zu ziehen."

Formell war ja der Prager Friede eine Abmachung zwischen Preußen und Oesterreich. Es ist deshalb auch von dänischer Seite wiederholt anerkannt worden, daß der dänische Staat kein juristisches Recht hat die Erfüllung von § 5 zu fordern. Wie aber steht es mit dem moralischen Recht der dänischen Nordschleswiger? Ist doch dieser § 5 nur die Kodifizierung eines an sich richtigen Nationalitätsprinzips.

Und wie ist die Behandlung der dänischen Nordschleswiger unter preußischer Regierung? Sie haben keine Selbstverwaltung wie die Buren, fast nur deutsche Beamten; die Muttersprache ist aus den Schulen fast gänzlich verbannt — in dem Volke Luthers! Dänische Privatschulen sind durchaus verboten. Das freie Leben wird so viel als möglich beengt und niedergehalten. Neuerdings sind kraft des neuen Vereinsgesetzes öffentliche dänische Versammlungen an der Sprachgrenze verboten; im Kreise Flensburg sind sogar zwei dänische Vereinsversammlungen aufgelöst worden.

Wir können diese ganze Politik nur unter zwei Bedingungen verstehen. Entweder: das deutsche Volk weiß nicht, was geschehen ist und noch vor sich geht. In der Tat habe ich selbst in Gelehrtenkreisen in Deutschland völlige Unkenntnis der Verhältnisse getroffen. Oder: die deutsche Politik wird geleitet nach eben denselben Grundsätzen, die Schowalter in den oben zitierten Worten als charakteristisch für den Engländer angeführt hat. Sonst können wir es absolut nicht verstehen. Wenn es politische Klugheit gilt, hatte dann Bismarck nicht Recht, daß eine Bevölkerung, die nicht deutsch sein will, keine Stärkung für Deutschland ist? Sind doch die Fremdkörper im deutschen Reiche wahrlich schwer genug zu verdauen, warum will man sie verschlingen? Und wir verstehen es vollends moralisch nicht. Wie läßt sich das moralisch, geschweige denn christlich moralisch verteidigen? Und wie kommt es, daß ein großes Volk, das selbst von den Tagen Fichtes an eine edle Wiedergeburt aus Knechtschaft zu nationaler Freiheit und Ein-

*) Einschlägiges Material zur ganzen nordschleswigschen Frage findet sich in dem reichhaltigen, durchaus nüchternen Manuel historique de la question du Sleswig, publié sous la direction de F. de Jessen. Copenhague 1906 (der Prager Friede usw. S. 299 ff., vgl. auch S. 154). Eingehende Quellennachweise in der größeren dänischen Ausgabe desselben Werks: Haandbog i det nordslesvigske Spoergsmaals Historie, redigeret af F. von Jessen 1901 (speziell S. 257 ff., 201 f.).

heit erlebt, dieselben Güter nicht allen andern Völkern, hier sogar einem kleinen, unschädlichen Nachbarn, gönnt?

Im Vertrauen auf die Liberalität, womit die Christliche Welt den Grundsatz Audiatur et altera pars befolgt, und auf die freimütige Energie, womit man hier schwierige Fragen, auch heikle nationale und politische Fragen anfaßt, habe ich ein freies Wort geschrieben über eine Sache, an der wir nicht nur ein nationales, sondern auch ein tiefgehendes moralisches Interesse haben. Sie werden verstehen, warum wir das nicht aufgeben dürfen, die wir dafürhalten: es ist unsicher und unehrlich wider das Gewissen zu handeln.

Nachträglich sehe ich, daß in 3, 94 kurz auf Nordschleswig hingewiesen ist.

Valdemar Ammundsen
Professor der Kirchengeschichte
an der Universität Kopenhagen

Antwort

Verehrtester Herr Professor, meine Antwort kann kurz sein. Die formelle Frage, die eigentliche Rechtsfrage, scheidet nach Ihrer eignen Darstellung aus. Und das ist doch die Frage, auf die es schlechterdings allein ankommt, wenn entschieden werden soll, ob ein Vertragsbruch vorliegt oder nicht. Verträge sind Rechtshandlungen und gehen als solche Niemanden etwas an außer die vertragschließenden Teile selbst. Der Prager Friede ist 1866 zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen worden; hat Oesterreich Preußen von der Verpflichtung des § 5 entbunden, so hat Preußen diesem Paragraphen gegenüber keinerlei Vertragstreue mehr zu bewähren. Von dieser Basis aus können Sie also Schowalters Behauptung nicht widerlegen.

Aber, sagen Sie weiter, es wäre von der preußisch-deutschen Regierung klug gewesen, das nördlichste Schleswig mit seinen Dänen an Dänemark zurückzugeben. Hierüber könnten wir uns nun wohl unverbindlich aussprechen, aber kompetent sind wir zu einem vollwichtigen Urteil beide nicht. Für mich als Preußen und Deutschen wäre diese Frage jedenfalls damit erledigt, wenn mir von glaubwürdiger sachverständiger Seite versichert würde, die heutige Landesgrenze gegen Dänemark hin müsse aus strategischen Gründen festgehalten werden. Die Zeiten sind für Preußen-Deutschland heute nicht darnach angetan, Machtmittel aus der Hand zu geben, die wir besitzen. Ich glaube auch nicht, daß irgend ein andres Land der Welt das tun würde. Auch Dänemark nicht.

So bleibt drittens der moralische Gesichtspunkt. Da allein befinden wir Zwei uns auf unserm eigensten Boden. Und da möchte ich von Ihnen ein Zugeständnis haben für das Zugeständnis, daß ich Ihnen machen werde und schon gemacht habe.

Ich möchte von Ihnen zugestanden wissen, daß es keineswegs unter allen Umständen unmoralisch ist für einen modernen Staat, Bürger zu haben, die einer fremden Sprache und Nationalität angehören. Die Durchführung des reinen Nationalstaats ist unmöglich und würde, heute proklamiert, den europäischen Krieg bedeuten. So schmerzlich es für das dänische Volk sein mag, 20000 Blutsverwandte unter deutscher Oberhoheit zu sehen: wenn der Gang der Weltgeschichte diesen Zustand herbeigeführt hat, darf keine Moral der Welt ihn als einen unmoralischen brandmarken. Ich darf Sie an meinen Vortrag auf dem deutschen Friedenskongreß erinnern über „Machtstaat, Rechtsstaat und Kulturstaat" (Nr. 21 d. v. J.): dort bekämpfte ich, ohne irgend an Ihren Fall zu denken, das einseitige Nationalitätsprinzip in seinem unhaltbaren Anspruch, das allein Staaten bildende und erhaltende zu sein. (Ich sehe ganz davon ab, daß Dänen und Deutsche viel weniger die verschiedene „Nation" trennt, als die Geschichte!)

Indem ich hoffe, daß Sie mir hierin schließlich Recht geben, kann ich nur meinerseits das Zugeständnis wiederholen, von dem Sie schon in Ihrer Nachschrift Kenntnis genommen haben. Ich denke mich unschwer hinein in die Hoffnungen, die der § 5 des Prager Friedens bei den Dänen jenseits und diesseits der Grenze erweckt hat, und in den Schmerz, den der Gedanke an ihre Vernichtung bis heute nährt. Für uns Deutsche sind die 20000 Fremdlinge kaum zu spüren, für das weniger zahlreiche Volk der Dänen und ihr kleineres Staatswesen sind 20000 Volksgenossen sehr viel. So erhalten Sie die Verbindung mit den Brüdern „im Elend" durch große dauernde Opfer der Liebe und beten inbrünstig in Ihren Kirchen allsonntäglich zu Gott: „Wir bitten auch für unsre armen Brüder in Südjütland, Du wollest sie aus der Hand des unrechtmäßigen Gewalthabers befreien und wiedervereinigen mit ihrem Vaterlande."*) Das alles verstehe ich, obwohl Sie so weit nicht gehen dürften, vor Gott zu sagen, Preußen-Deutschland besitze Nordschleswig nicht mit „Recht". Und ebenso verstehe ich, daß Ihre Leidenschaft für die Dänen in Preußen seit Jahren aufs heftigste angefacht worden ist durch die Behandlung, die diese unter dem „System Köller" erfahren haben. Lassen Sie mich heute von dem Einzelnen schweigen. Eine politische Notwendigkeit, das Fremdvolk in der Nordecke unsers großen Reiches zu quälen, hat niemals existiert; moralische Gründe, diese unsre Landsleute wider Willen gut zu behandeln existieren mehrere und gewichtige. Schon um des § 5 und seiner Geschichte willen. Wenn Sie aber sich wundern, daß das deutsche Volk gegen diese unsinnige Politik der Nadelstiche und zweckwidrigen Plackereien nicht protestiert hat, so geben Sie ja auch selbst schon die rechte Ursache an: was weiß davon das „deutsche Volk"?! — Und die Wissenden? Die deutschen Christen in Schleswig-Holstein? Die deutschen Pastoren der dänischen Gemeinden in Nordschleswig? Nun, sie haben zum Teil gegen das üble System redlich gekämpft. Mit ihren Mitteln, soweit es ihres Amtes war. Als es nichts half, haben sie geschwiegen und geduldet. Wie konnten sie das? Ach, verehrter Herr Kollege, da bin ich nun froh, daß Sie Professor der Kirchengeschichte sind. Und obendrein Lutheraner, ja wie der Eingang Ihrer Zuschrift mich fühlen läßt, offenbar ein viel besserer Lutheraner, als ich es bin. Dann wissen Sie, was für gute lutherische Christen, wie die Pastoren und ihre kirchlichen Gemeindeglieder sind, die Obrigkeit bedeutet. Auch die wunderliche, irrende! Ich brauche kein Wort mehr zu sagen.

Und darum für heute nur noch eine Bitte. Ich will gerne mitarbeiten an der politischen Aufklärung und Erziehung meines Volks: tun Sie drüben auch das Ihrige an Ihren Volksgenossen! Wir Deutschen haben unsre Aufgabe in Nordschleswig schlecht verstanden; aber helfen Sie, daß wir nicht schlechter beurteilt werden, als wir von Rechts wegen verdienen.

Gern bereit, Ihnen weiter Rede zu stehn,

Ihr sehr ergebener Rade

Verschiedenes

Die Frau als Leiterin der öffentlichen höheren Mädchenschule. Zu unserm Artikel über die preußische Mädchenschulreform in Nr. 3 geht uns seitens des Vorsitzenden des Preußischen Vereins für höhere Mädchenschulen, Direktor Dr. Schöne in Dortmund, folgende Mitteilung zu:

„Was über die Stellung des Preußischen Vereins zur Direktorinnenfrage dort gesagt ist, beruht auf einem Irrtum. Ich habe es als ganz bekannt vorausgesetzt, daß der Preußische Verein niemals gegen die weibliche Leitung protestiert hat und es nie tun wird. Der Philologenverband weiß das auch, und es ist ihm deutlich genug gesagt."

Auf Anfrage erklärt Direktor Schöne, daß es ihm „nur lieb sein könne, wenn von seiner Mitteilung Gebrauch gemacht würde."

Wir können uns solcher Erklärung seitens des Vorsitzenden des Preußischen Vereins, dessen Kartellverein der Philologenverband ist, nur freuen. Oeffentlich war sie bisher noch nicht gegeben worden.

E K

Gefährdung unserer südwestafrikanischen Truppen durch Alkohol. Die Frankfurter Zeitung Nr. 32 Morgenblatt kommt auf die vielen und schweren Strafen zu sprechen, die Soldaten unsrer Schutztruppe wegen Insubordination im Felde zu verbüßen haben. Sie macht dafür die mitverantwortlich, „die den Konsum von Alkohol geradezu gefördert haben durch wöchentliche Abgabe von Rum, Kognak und dergleichen an die Truppen." Sie entwirft weiter folgendes erbauliche Bild von der befolgten Praxis. „Verließ ein Transport seinerzeit Hamburg, so wurden sogenannte »Merkblätter« verteilt über das Verhalten in den Tropen, in denen neben anderen wichtigen Ratschlägen hygienischer Natur auch betont wurde, welche verderbliche Wirkung der Alkohol in den Tropen ausübe, und größte Enthaltsamkeit empfohlen ward. Nun wurde aber sowohl während der Ausfahrt auf dem Dampfer als auch bei der Ankunft in Swakopmund selbst

*) Es ist das kein von oben angeordnetes Kirchengebet, sondern so betet man aus dem leidenschaftlich bewegten Volksherzen heraus. Und diese subjektive Ehrlichkeit ist das Erträgliche an dem Gebet.

im Vertilgen von Alkohol in jeder Form ganz Erhebliches geleistet. Waren doch die Dampfer wohlversehen mit allen nur denkbaren alkoholischen Getränken. Die Mannschaft, wenig oder fast gar nicht vom Dienst geplagt, dazu »stief« Geld im Brustbeutel, sprach den guten Bieren und Weinen tüchtig zu; in der Offiziersmesse knallten die Korke namentlich bei Liebesmahlen, was das Zeug halten wollte. Kurzum es war die reine Vergnügungsfahrt. Kam man in Swakopmund an, so war von einer Abnahme des Alkoholkonsums nichts zu bemerken; das starke Bier, das in großen Mengen in den Räumen der »Stores« lagerte, wurde getrunken, trotz des teuren Preises. Es war kein erfreuliches Bild in Swakopmund, wenn jedesmal nach Ankunft eines Truppendampfers eine ziemliche Anzahl Mannschaften betrunken herumtaumelten, die die Pflicht, ihre Vorgesetzten zu grüßen, gar nicht mehr kannten, und denen man gerne aus dem Wege ging.

„Nun wurde im Innern Afrikas selbst während des Marsches außer den sonstigen Kompetenzen jeden Samstag an je drei Mann zwei Flaschen sogenannter Rum oder Kognak, hie und da auch Kapwein ausgegeben. Ich sage absichtlich »sogenannter« Rum oder Kognak, denn es war zumeist ein strafbar schlechter Fusel, der geliefert worden war. Dieses Quantum sollte nun allerdings für diese drei Mann eine Woche anhalten, was aber fast nie der Fall gewesen sein mag; denn in den meisten Fällen wurde den Flaschen noch am gleichen Abend der Hals gebrochen. Wie wollte man auch die beiden Flaschen in drei gleiche Teile teilen, wo es sowohl an Platz wie an Material zum Aufheben während der Woche mangelte! Wenn man nun behaupten wollte, daß es doch ein Leichtes gewesen wäre, sich kameradschaftlich im Laufe der Woche in die Flaschen zu teilen, so muß man doch bedenken, daß unsere Soldaten bei all ihrer so oft bewährten Kameradschaftlichkeit mit der allgemeinen menschlichen Schwäche behaftet waren, in diesem Punkte keinem zu trauen. Wer die größte Virtuosität im Trinken besaß, kam am besten weg, und schließlich war jeder bestrebt, sein ihm gebührendes Quantum möglichst ergiebig zu erhalten. Das Ende vom Liede war, daß die allzureichlich genossenen Mengen Alkohol bei nur zu oft leerem Magen ihre verderbliche Wirkung ausübten. Der weitaus größte Teil der vorgekommenen Vergehen gegen die Disziplin dürfte hierin seinen Ursprung haben.

„Nur ein Fall sei hier zur Illustration kurz erwähnt. Es war an einem Samstag auf dem Marsche von Epukiro nach Windhuk, als nachts vom Wachthabenden gemeldet wurde, ein Posten sei bei der Ablösung im Busch schlafend angetroffen worden. Als Ursache wurde festgestellt, daß der Mann mit seinen beiden Kameraden die am Abend empfangene Schnapsration sofort vollständig vertilgt hatte und dadurch berauscht worden war. Infolgedessen und unter der Einwirkung der nachts herrschenden Kälte nach einem in größter Sonnenglut gemachten ermüdenden Marsche, dazu die Totenstille im Busche, übermannte ihn das Bedürfnis nach Schlaf. Wer trägt nun hier die moralische Schuld an der Strafe, die der Mann erhielt und die für ihn keine schöne Erinnerung an Südwest bildet? Gewiß hatte er die Strafe verdient; denn als Posten vor dem Feinde durfte er nicht schlafen und das Leben seiner Kameraden aufs Spiel setzen. Auf der andern Seite war es aber auch ungerecht, ihm Gelegenheit zu geben, sich mit schlechtem Schnaps zu berauschen, wo man genau die Wirkung unter den dortigen Verhältnissen kannte und noch davor warnte. Also auf der einen Seite predigt man der Truppe Enthaltsamkeit, auf der anderen Seite drückt man ihr die Flasche in die Hand. Wie reimt sich das zusammen?

„Wäre es nicht angebracht gewesen, schon auf der Ausreise die gedruckten Enthaltsamkeitsregeln auch praktisch in die Tat umzusetzen, indem man in vorsorglicher Weise die Truppen zur Mäßigkeit erzog, also sozusagen trainierte und sie so den schroffen Uebergang, der ihnen in Afrika bevorstand, nicht so hart fühlen machte? Galt es doch um einen Feldzug in einem wasserarmen Gebiete, wo der Durst die fürchterlichste Plage ist, und nun bedenke man den raschen Uebergang vom reinsten Schlaraffenleben auf dem Schiffe zu den im Innern lauernden Entbehrungen. Und wenn man etwa erwidern wollte, es wäre dies alles Sache des Einzelnen gewesen, Enthaltsamkeit zu üben, so sei doch darauf hingewiesen, daß auch unsere Soldaten sowohl auf dem Schiffe als in Swakopmund der Wahrheit des Spruches »Müßiggang ist aller Laster Anfang« unterworfen waren. Was hier versäumt wurde, mußte mancher schwer am eigenen Leibe erfahren. Auf ihn werden Steine geworfen, er muß die ganze Härte der Kriegsartikel fühlen wegen eines im Alkoholdunste verübten leichtsinnigen Vergehens; aber an diejenigen, die hierbei einen großen Teil Schuld mittragen, denkt niemand."

Lichtbilder nach Eugene Burnands Gleichnissen. Das Pestalozzihaus Düsseldorf 113 verleiht außer seinen Gebhardt- und Uhde-Serien nun auch einen Zyklus von 54 Diapositiven 8½:10 cm, hergestellt nach den Originalen der Burnandschen Gleichnisbilder. Leihgebühr für eine Vorführung 10 Mark, Wiederholungen die Hälfte. Ein Text ist der Burnandserie nicht beigegeben. Zur Orientierung für den einleitenden Vortrag mögen dienen die Artikel in der Februarnummer des Christlichen Kunstblattes. Während der Projektionen lese man den betreffenden Bibeltext. — Die Diapositive sind von wunderbarer Schärfe und Plastik. — Vgl. 1908, 50, 222. R Burkhardt

Zur Ergänzung und Berichtigung.

Zu Nr. 3 Sp. 66 Mitte schreibt uns Herr Professor D. Nestle in Maulbronn: In dem Bericht über die katholische Schulbibel von J. Ecker tritt nicht hervor, daß die gegen einzelne Stellen gerichteten Ausstellungen eigentlich die lateinische Bibel, die Vulgata, treffen sollten. In dieser heißt z. B. 2. Sam. 1, 26: Doleo super te frater mi Jonatha decore nimis, et amabilis super amorem mulierum. Sicut mater unicum amat filium suum, ita ego te diligebam. (Ich trauere um dich mein ruhmreicher Bruder Jonathan, größerer Liebe würdig als Frauenliebe. Wie eine Mutter ihren einzigen Sohn liebt, so liebte ich dich.) Schon im Jahr 1592 hat die päpstliche Vulgata-Commission geschwankt, ob sie den Zusatz streichen solle, hat ihn aber schließlich stehen gelassen. Er scheint nur in wenigen Handschriften zu fehlen, im Codex Amiatinus fehlt nur die zweite Hälfte. — Daß Melchisedek Brot und Wein zum Opfer brachte, ist allerdings Fehler des Herausgebers; denn die Vulgata hat nicht offerens darbringnd sondern proferens entgegenbringend.

Zu Nr. 5 Sp. 105 bemerkt Herr Pfarrer Lic. Jüngst in Stettin: Heinrich Matthes empfiehlt einige „Kirchengeschichtliche Lesebücher" für Schulgebrauch, meint aber dabei zu dem Rinn-Jüngst'schen (1904, bei J. C. B. Mohr-Siebeck Tübingen), es habe zwar den Anfang gemacht und behalte seinen Wert für die Hand des Lehrers, aber jene Lesebücher seien schulmäßiger durch Beschränkung auf die wichtigsten kirchengeschichtlichen Erscheinungen und durch ausgiebigeres Redenlassen der Quellen. Nun einem solchem Kenner dieses Literaturzweigs dürfte es eigentlich nicht entgangen sein, daß inzwischen längst (1905) eine diese Desiderien erfüllende billige „Schülerausgabe" des Rinn-Jüngst'schen Buchs erschienen und schon vielerorten eingeführt ist. Die zweite Auflage dieser Schülerausgabe erscheint schon im kommenden Frühjahr, während das ursprüngliche Werk in seiner zweiten Auflage (1906) zu einer „Großen Ausgabe" für Lehrer, Theologen und interessierte Gebildete erweitert worden ist.

Kleine Mitteilungen. Die Kirchliche Vierteljahrsrundschau der Kreuzzeitung beschäftigt sich beiläufig (Nr. 25 vom 16. Januar) mit meinem Artikel „Die Kirche als Erzieherin zur politischen Tüchtigkeit" in Nr. 46 d. v. J. und vermißt in ihm „die Selbstkritik." Ueber diesen Vorhalt habe ich viel nachdenken müssen. Denn bei jenem Artikel hatte ich ganz und gar nicht an irgend eine mir fremde Größe gedacht, sondern immer nur an mein Volk und meine Kirche, folglich an mich mit als Glied dieses Volks und dieser Kirche, und an alle meine Gesinnungsgenossen, an alle Freunde und Leser der Christlichen Welt. Aber: „wir vermissen in dem Artikel die Selbstkritik." Ich halte die damit ausgesprochene Forderung für geradezu ungereimt und unmöglich einem Journalisten gegenüber. Sie trifft ihn so wenig wie den Prediger auf der Kanzel, der seiner Gemeinde ins Gewissen redet. Wäre es nicht unerträglich, wenn der Prediger sich allsonntäglich um seiner persönlichen Sünde willen vor der Gemeinde willen selbst verklagte!? Niemand erwartet es von ihm. Wir erwarten, daß er auch sich selber predigt, was er der Gemeinde sagt; und wenn wir freilich merken würden, daß er davon weit entfernt ist, würden wir uns von ihm abwenden. So auch stehts um den Zeitungsschreiber, der aus gegebenem Anlaß seinen Lesern ernste Worte sagt. Bin ich ergriffen von einer sittlichen Not und von einer sittlichen Wahrheit, beuge ich mich innerlich unter sie, so finde ich von da her den sittlichen Mut, zu tadeln, zu zürnen, zu mahnen, zu fordern. Und nur der Inhalt meiner Worte, nur der Ernst der Sache, der dabei herauskommt oder nicht, kann Zeuge und Richter darüber sein, ob Selbstkritik mit im Spiele ist.

Gerne erledigte ich heute die Sache, die zwischen mir und der Täglichen Rundschau schwebt (vgl. Nr. 6 Sp. 142, Nr. 4 Sp. 94): leider empfing ich noch immer nicht die einschlägige Nummer des Berliner Tageblatts. Inzwischen ist die Schrift von Adolf Stein über Wilhelm II. erschienen. Auch für den Kaiser ihrer augenscheinlichen Absicht nach, und doch nur geeignet, unserm Volke ein ruhiges und rechtschaffenes Verhältnis zu seinem Kaiser wieder zu erschweren. Von dem Eindruck, den die Schrift auf das Ausland machen muß, gar nicht zu reden. Es gehört zu der Selbsterziehung, die die deutsche Tagespresse und die deutschen Schriftsteller überhaupt sich jetzt schuldig sind, und zu der Erziehung, die sie unserm deutschen Volke schuldig sind, daß sie nicht nur dem Kaiser Zurückhaltung zumuten, sondern auch selber am rechten Orte und zur rechten Stunde schweigen lernen.

Der Fall Stein hat sein besonderes Interesse für unsre kirchliche Welt darin, daß Adolf Stein seit dem Tode des Freiherrn von Ungern-Sternberg der Verfasser der Politischen Wochenschau der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung ist. Wahrlich kein schlechter Ersatz und keine schlechte Leistung, wenn man auf die rein schriftstellerische Arbeit sieht. Aber in einer Kirchenzeitung empfindet man sie doch immer wie einen Fremdkörper. Jedenfalls so verstehen wir die Aufgabe der Kirche, ihren Beitrag zur politischen Tüchtigkeit des Volkes zu leisten, nicht.

Auch nicht wie die Christlich-soziale Partei. Am 22. Januar erlag der christlich-soziale Kandidat Lic. Mumm bei der Stichwahl im Siegener Reichstagswahlkreise. Wider Erwarten, trotz fleißigster Arbeit unter günstigen Bedingungen. So geschehen im Wahlkreis Stoeckers, dessen Segen auf seinem erhofften Nachfolger ruhte. Es kann einem menschlich leid tun, daß Stoecker diese Niederlage noch erleben mußte. Und Mumm war ein für das begehrte Amt in vieler Hinsicht wohl vorbereiteter Mann. Eine gewisse Sympathie kann unsereiner dem alten „christlichen Sozialismus" trotz allem, was wir inzwischen erfahren und gelernt haben, nicht versagen. Um so klarer ist uns bei diesem Wahlkampf wieder geworden, daß die Etikettierung irgendwelches politischen Parteiprogramms mit dem Namen des Christen-

tums ein Mißbrauch ist, gegen den man immer aufs neue protestieren muß. Man könnte ja den Namen als historisch ertragen. Aber unerträglich ist immer wieder die Ausnützung dieser „christlichen“ Firma, der parteieigennützige Appell an die „Christen“ und die (je leidenschaftlicher der Kampf wurde, desto weniger verhüllte) Brandmarkung der politischen Gegner als Nichtchristen. „Je näher der Wahltag heranrückt“, schrieb Das Volk Nr. 18 vom 22. Januar, „umso deutlicher erkennen wir, daß auch in unserm Wahlkreise zwei Weltanschauungen mit einander um die Siegespalme ringen: die christliche mit der widerchristlichen.“ So das offizielle Parteiorgan. Was in Flugblättern daneben geleistet wurde, kann man sich denken. Und dabei war der Stichwahlgegner ein braver Christ, nur freilich ein nationalliberaler.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Freitag 26. Februar 8¼ Uhr im Hause der Gesellschaft für vaterländische Kultur: Der christliche Vorsehungsglaube im Hinblick auf das Erdbeben von Messina. Pastor Lic. Schmidt.

Cassel. Mittwoch 24. Februar 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Die Lieder vom Gottesknecht beim Propheten Jesaias. Pfarrer Stein.

Cöthen. Mittwoch 17. Februar 4 Uhr in Rumpfs Hotel: Die Sündlosigkeit Jesu. Pastor Werner-Dessau.

Dresden. Mittwoch 24. Februar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I Stock: Monismus und Sittlichkeit. Kautzsch.

Gießen. Mittwoch 24. Februar (**nicht 10.**) 7½ Uhr im Hotel Schütz Bahnhofstraße: Protestantismus und moderne Literatur. Pfarrer Börsch-Eschersheim.

Görlitz. Donnerstag 25. Februar 8 Uhr Hotel zur Krone: Was bedeutet für uns das apostolische Glaubensbekenntnis? Pastor Onnasch.

Hamburg. Mittwoch 17. Februar 8 Uhr Gemeindehaus St. Georg, Obersaal Rostockerstraße, Ecke Stiftstraße: Monismus und Ethik. Pastor Reuß.

Magdeburg. Mittwoch 24. Februar 4 Uhr Stadtmissionshaus Hasselbachstr. 1: Der religiöse Wert Christi, im Anschluß an Dr. Weidels Persönlichkeit Jesu. Krüger.

Oldenburg i. Gr. Dienstag 23. Februar 8 Uhr in der Bavaria: Das Evangelium und die Arbeit.

Stuttgart. Montag 1. März ½8 Uhr Herzog Christoph: Erlösungsglaube. Stadtpfarrer Günther-Backnang.

Als Vermählte grüßen alle Freunde

Hermann Günther
Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde

Dorothea Günther geb. Lichtheim

Kristiania, Bygdö-Allee 37

Januar 1909

Gesucht zum 15. März evangelischer Theologe als

Hauslehrer und Erzieher

für 3 Knaben, von denen zwei die erste Klasse des Gymnasiums besuchen, einer die fünfte Klasse der Volksschule. Gehalt außer freier Station und Reise 1000 Mk. Bewerbungen an Rentier **J. Huber,** Villa Mulch und Lun, **Meran in Südtirol**

Für das Internat des Realprogymnasiums der Brüdergemeine in Gnadenfrei (Schlesien) wird ein

Kandidat der Theologie

für Erziehung und Privatunterricht gesucht. Meldungen erbeten an **K. Kücherer,** Direktor

Gesucht zu Ostern für **Familienschule,** ca. 10 Schüler, Kl. VII und VI, Reformgymnasium, **Theologe** oder **Philologe.** Gehalt 1600 Mk. **P. Jansen, Heustedt,** Kreis Segeberg, Holstein.

Für meine **Hausdame** — gebildet und im Haushalt tüchtig, Pastorentochter, 46 Jahre alt, freundliches Wesen — suche ich wegen meiner bevorstehenden Verheiratung **andere Stellung.** Antritt jederzeit. Gefl. Offerten an den Verlag der Christlichen Welt unter **P. H. S.** erbeten.

Bibliotheken
und **einzelne Werke** kauft
Ernst Fuhrmann, Berlin NW 7
Universitäts-Straße 3B.

Morgenandachten dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen, J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

DIE SEXUELLE HYGIENE
und ihre ethischen Konsequenzen
Von Univ. Prof. Dr. med. **Ribbing** (Lund)
Deutsch herausgegeben von Dr. O. Reyher.
266 Seiten. 45.—50. Tausend. geb. 1 Mk. 60 Pfg.

URTEILE: „Das ganze Buch ist meisterhaft.“ (D. Evang. Kirchenztg). — „Nur ein Mann von R.s Bedeutung konnte die hier gestellte schwierige Aufgabe lösen“. (Münchner med. Wochenschr). — „Grade dass hier der Arzt und nur der Arzt redet, macht das Buch so überaus wertvoll.“ (Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz). — „Der deutschen Jugend kann R.s Buch nicht genug z. eifrigem Studium empfohlen werden.“ (Grenzboten). — „Das klassische Werk der sexuellen Sittenlehre.“ (Literar. Handweiser, Münster). — Ein Muster populärer Darstellung, in erster Reihe geeignet Lehrern und Schülern als Leitfaden zu dienen.“ (Soziale Med. und Hyg.).

Verlag von Peter Hobbing in Darmstadt.

Ostern 1908 ist erschienen:

Passionsbetrachtungen
aus der
Brüdergemeine
Unter Mitwirkung von H. Bauer, P. Jensen, Th. Steinmann u. A. hrsg. von
E. Renkewitz
Prediger in Zürich
In Lwnd. geb. 3 M

„. . . . Durch alle Andachten geht der Klang eines innigen, warmherzigen Christentums und einer ungekünstelten, aufrichtigen Jesusliebe hindurch, die ja immer die Gnadengabe der Brüdergemeine gewesen ist. . .“
(Ev. Freiheit 08)

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht

Klassischer Philologe
als Hauslehrer für 14 jährigen Knaben (Untersekunda) von Ostern bis Herbst gesucht.
Baron Speßhardt
Deutscher Generalkonsul
in **Christiania**

Stud. theol., VI. Sem., der bereits 1 Jahr als Hauslehrer tätig war, sucht von Anfang März bis Ende April gleiche oder ähnliche Stellung. Angebote unter **W. S.** an die Geschäftsstelle des Blattes.

Nehme **Pensionäre** mit Familienanschluß.
Schwartzkopff, Professor am Gymnasium zu **Wernigerode**

Die Gesellschaft **„Evangel. Fürsorgeheim für schulentlassene Mädchen“** (G. m. b. H.) **zu Gummersbach.** (Rheinland, Bez. Cöln)
sucht für ihre beiden Anstalten bald möglichst einen **ordinierten** oder doch **ordinationsfähigen Hilfsgeistlichen.** Gehalt 2400 Mk. steigend bis 3000 Mk. Meldungen mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften sind zu richten an den Vorsitzenden des Kuratoriums und Anstaltsgeistlichen
Herrn Pfarrer H. Rühle, Gummersbach.

Junges gebildetes Mädchen mit höherer Mädchenschulbildung, französisch sprechend, bisher infolge Krankheit ohne Stellung, jetzt aber völlig genesen, sucht Wirkungskreis, am liebsten im Auslande, in Familie bei Kindern oder im Haushalte, evtl. au pair. Offerten zu richten an **Paula Gieseler,** Pfarrhaus in **Lixheim** (Lothr.)

Soeben erscheint in zweiter vermehrter Auflage: Dr. med. Wilhelm Winsch: **Ueber Wärmekultur,** ein Fortschritt der Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen. 46 S. Preis 50 Pfg. Verlag Lebenskunst-Heilkunst Berlin SW. 11.

Der Verfasser proklamiert darin ein neues Menschenrecht, das Recht auf Wärme, das er als eine Ergänzung zu dem Programm Christi betrachtet. Der Mensch ist nach ihm ein Akkumulator und Transformator kosmischer Energien.

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein
für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege
bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an
Höchster Rabatt. Kleine Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog Mk. 6 gratis.** Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

An die Abonnenten der Religionsgeschichtlichen Volksbücher wurde kürzlich zur Fortsetzung verschickt:

Johann Calvin

Von

Dekan D. A. Baur-Weinsberg

Klein 8. 1909. Einzelpreis M. —.50. Geb. M. —.80
(Religionsgeschichtliche Volksbücher IV, 9)

Wie im Jubiläumsjahr Paul Gerhardts das Volksbuch Wernles einen tiefgehenden Einfluß auf das Gedächtnis an Gerhardt ausgeübt hat, so ist jetzt im Calvinjahr dies Volksbuch Baurs dazu berufen, die Grundzüge zu zeichnen für ein rechtes Gedächtnis Calvins. Baur, schon längst bekannt als einer der ersten Calvinkenner Deutschlands, war wie kaum ein anderer dazu befähigt, dem deutschen Volke diesen Dienst zu leisten.

Das Heft eignet sich auch zur Verbreitung in reformierten Gemeinden, an höheren Schulen, Lehrerseminaren u. s. w. sowie zur Verteilung bei Calvingedächtnisfeiern.

Kunstwart

Monatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.

Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr

Einzelheft 75 Pf.

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Der Diakonieverein „Arbeiterinnenfürsorge" E. V.

Dieringhausen (Bez. Köln a. Rh.)

bildet **ev. Mädchen u. alleinsteh. Frauen mit höherer Allgemeinbildg.** (20—35 J.) **unentgeltlich zu Schwestern für soziale Hilfsarbeit,** sonderl. Arbeiterinnenfürsorge im

Volkspflegeseminar Dieringhausen

aus. 1—2 jähr. Kursus. Günstige Anstellungs- u. Pensionsbedingungen. Für andernorts sozial geschulte Damen nach 3—6 monatl. praktischer Erprobung im Seminar Anstellung gegen Eintritt in die Vereins-Schwesternschaft.

Mädchen von 16 J. an bietet das Seminar mit Arbeiterinnenheimen, Kochschule, Nähstube, Garten u. Kindergarten gründl. **Vorbildung** für den **Pflichtenkreis der Hausfrau und Mutter.**

Pension (incl. Kurse) jährl. 500 Mk. halbjährl. 300 Mk. — Anfrg. u. Anmeld. an die Vereinsvorsitzende u. Seminarleiterin Oberin **Gabriele Bandow, Dieringhausen** Bez. Köln.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 330 182 850 M. Vermögensbestand 117 124 000 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1907: 3 449 494 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

EMS Emser Wasser Kränchen EMS

Godesberg a. Rhein

Töchterpensionat Lohmann

Coblenzerstraße 1. Gründliche Ausbildung in Wissenschaften, besonders Sprachen; Anleitung im Haushalt nach Reformgrundsätzen: Ausbildung zum Beruf der Frau. Herzliches Familienleben, gute Körperpflege (eigne Turnhalle und Tennisplatz). Näheres durch Prospekte.

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

BERLIN O. 27.

Illustr. Brochüre, Referenzen etc. gratis und franko.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu je eine literarische Beilage von den Verlagsbuchhandlungen Georg D W Callwey in München (Das christliche Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus) [liegt diesmal nur der Postauflage bei]; **und Dörffling und Franke in Leipzig (Preisermäßigung 1908)**